# Abriß

—der—

# Geschichte der Mennoniten.

**Viertes Bändchen:**

Die Geschichte der Täufer und Mennoniten in der Schweiz, in Mähren, in Süddeutschland, am Niederrhein und in Nordamerika.

Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.

Newton, Kansas,

Schulverlag von Bethel-College,

1904.


THE LIBRARY OF CONGRESS
1800





# Abriß

—der—

# Geschichte der Mennoniten.

---

**Viertes Bändchen:**

Die Geschichte der Täufer und Mennoniten in der Schweiz, in Mähren, in Süddeutschland, am Niederrhein und in Nordamerika.

---


Bearbeitet von

C. H. Wedel,

Professor an Bethel College, einer mennonitischen Bildungs-Anstalt.


---


Newton, Kansas,

Schulverlag von Bethel-College,

1904.

*A. Wiebusch & Son Prtg. Co., St. Louis, Mo.*

# Begleitwort.

Hiemit übergebe ich unsern Schulen und den Freunden unserer Sache das letzte Bändchen dieses Werkes mit dem Wunsche, daß der Herr der Kirche seinen Segen darauf legen wolle und es sich so lange als brauchbar erweisen möchte, bis andere etwas Besseres an seine Stelle treten lassen können.

Daß auch diesem Bändchen manche Mängel und Unzulänglichkeiten anhaften, darf kaum befremden. Da das Werk zunächst dem Unterricht dienen soll, so mußten manche Partien sehr summarisch behandelt werden, über welche sonst leicht Genaues nachgelesen werden kann, um eine bestimmte Seitenzahl nicht zu übersteigen. Somit ist die Geschichte der „Allgemeinen Konferenz" der amerikanischen Mennoniten nur sehr skizzenhaft ausgefallen, weil hierüber das verdienstvolle Werk von H. P. Krehbiel vorliegt. Ebenso sind gewisse Richtungen, wie die „Mennoniten Brüdergemeinde," nur erwähnt, weil Bearbeitungen ihrer Geschichte aus ihrem eigenen Kreise in Aussicht stehen. Auch über die „Alten Mennoniten" wäre wohl noch weiteres Material zu erlangen gewesen; aber auch von ihrer Seite ist ein eigenes Werk angekündigt. Möge man denn mit dem hier gebotenen Material das schulmäßige Studium der Geschichte unserer Gemeinschaft beginnen und sich von da aus den weitern Spezialwerken zuwenden.

Als die hauptsächlichsten Quellen dieses 4. Bändchens erwähne ich neben Werken allgemein welt- und kirchengeschichtlichen Inhalts besonders:


Bro ns, Frau A., Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten zc.

Mueller, Geschichte der Bernischen Täufer.

Moeller, Kirchengeschichte, III. Band.

Carl H. A. van der Smissen, Kurzgefaßte Geschichte zc. der Mennoniten.

Beck, Dr. Jos,, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn.

Rembert, Die Wiedertäufer im Herzogtum Jülich.

Mueller, Die Mennoniten in Ostfriesland.

Ellenberger, Bilder aus dem Pilgerleben, 3 Bändchen.

Cassel, Geschichte der Mennoniten.

Kuhns, The German and Swiss Settlement of Colonial Pennsylvania.

Seidensticker, Die Erste Deutsche Einwanderung in Amerika.

Funk, John F., The Mennonite Church and Her Accusers.

Krehbiel, H. P., History of the Mennonite General Conference.

Cramer, S. Dr., Aufsatz über die Mennoniten in Herzogs Real-Encyklopädie. 3. Auflage.

Dazu eine Reihe Jahrgänge der „Mennonitischen Blätter"; „Gemeindeblatt"; „Mennonitischer Friedensbote"; „Bundesbote"; „Herold der Wahrheit"; „Mennonitische Rundschau"; „Zions-Bote"; sowie eine Anzahl mennonitischer Kalender.



# Geschichte der Täufer und Mennoniten in der Schweiz.

# I. Ergehen im 16. Jahrhundert.

## 1.

**Um** 1530 erscheinen die seit 1525 in Zürich, St. Gallen, Basel, Bern und in den ländlichen Distrikten dieser Gegenden auftretenden Täufergemeinden allgemein als eine von der römischen sowohl, als auch von der reformierten Kirche, als eine höchst gefährlich verurteilte Sekte, deren Vernichtung allen kirchlichen und staatlichen Beamten als eine äußerst wichtige religiöse Pflicht aufgetragen wurde. Der Zusammenbruch derselben als eine organisatorische Genossenschaft war damals schon eine vollendete Tatsache. Die ersten Führer der Gemeinden waren verjagt und hingerichtet worden; ebenso viele der leitenden Gemeindeglieder; viele waren nach Tirol und Mähren entkommen. An die Abhaltung von gemeinschaftlichen Synoden vermochten die Zurückbleibenden nicht zu denken. Was also von den frühern Gemeindegruppen übrig war, baute sich still weiter, so gut es ging; manche schlossen sich auch der reformierten Kirche an. In Zürich wurde jedoch der religiöse Fanatismus gegen die Täufer durch die Niederlage bei Kappel 1531 sehr geschwächt und so vermochten sich deren Reste hier sogar wieder etwas auszubreiten, ehe man auf's neue auf sie aufmerksam wurde und in alter Weise gegen sie vorging. Eine besondere Bedeutung haben aber die Täufergemeinden im nordöstlichen Teile der Schweiz nach 1530 nicht mehr gewonnen. Der Schwerpunkt der Geschichte des Schweizer Täufertums verschiebt sich vielmehr nach diesem Zeitpunkt mehr und mehr nach Bern. Hier bildet sich, besonders in dem zwischen Bern und Luzern gelegenen Emmental ein neuer Mittel-

punkt desselben, wo man mit zäher Entschlossenheit an dessen Besonderheit festhält und jedem staatlichen Angriff einen passiven Widerstand entgegensetzt.

Anfänglich stand die Regierung in **Bern** der hier nur langsam aufkeimenden Täuferbewegung tolerant gegenüber. Im Jahr 1527 erhielt dieselbe jedoch durch die von Basel gekommenen Täuferapostel Lorenz Hochrütiner und Hans Seckler, sowie den energischen Jakob Blaurock von Zürich einen sehr lebhaften Impuls. Aber auch jetzt wollte der Berner Reformator Haller den Tod dieser Leute nicht befürworten. Er suchte sie in längern Disputationen von ihren Irrtümern abzubringen und erst, als ihm das nicht gelang, entschloß sich der Rat dazu, dem Vorbilde Zürichs zu folgen. Er schloß im August 1527 mit der Züricher Regierung ein Konkordat ab, wonach man mit Landesverweisung, Schwemmen und Hinrichtungen gegen die Täufer vorgehen wolle. Und bald hatte hier die Intoleranz die Oberhand und die Berner Obrigkeit wurde der Führer in den verschärften Maßnahmen gegen die Täufer, ohne damit jedoch merkwürdigerweise, eine stille aber tiefgehende Ausbreitung der Bewegung gerade auf seinem Gebiet verhindern zu können.

2.

**Der konfessionelle Standpunkt** der Täufer bildete sich im Anschluß an die 1827 zu Schleitheim getroffene Vereinbarung in 7 Artikeln bei einzelnen und größern Gruppen zu festen Überzeugungen aus, die ihnen nach außen und innen ein bestimmtes Gepräge verlieh. Man drang bei jedem Gemeindeglied auf scharfe Scheidung von der Welt. Aus der päpstlichen Kirche, diesem „Babylon und Ägypten" sollten sie ausgezogen sein. Aber auch mit der reformierten Kirche wollten sie nichts zu tun haben, weil hier offenbare Sünder zum Abendmahl gingen und das große Wort führten. Daher ließen die Täuferprediger vor allem den

Ruf zur Buße ergehen. Kamen reich gekleidete und geputzte Frauen in ihre Versammlungen, so wurden sie ermahnt, ihre Ringe u. s. w. abzustreifen; die Staatsgeistlichen forderte man auf, ihre Pfründen aufzugeben und Christi und seiner Apostel Armut nachzuahmen.

Den Eintritt in die Gemeinde bezeichnete die **Taufe.** Sie galt als das Zeichen eines Bundes mit Gott und ein Gelübde, von nun an in den Fußtapfen Christi zu wandeln. Man taufte in den Wohnungen mit Begießung und in den Bächen in der Form der Untertauchung. Gegen die Kindertaufe wurde heftig geeifert. „Sie ist kein rechter touf, sondern aus dem tüffel.“ Sterben die Kinder, ehe sie zum Glauben und zur Taufe kommen, so deckt sie das Blut Christi, — hieß es. Einige Täufer sollen auch gemeint haben, sie kämen durch die Taufe von allen Sünden los. Mit der **Gemeindezucht** nahm man es streng. So schloß man einmal zwei alte Männer aus, weil der eine auf den Rat des andern ein Bett verkauft hatte, welches ihm als ein Pfand übergeben worden war.

Die **Täuferprediger** widmeten sich ihrem Amt mit ganzem Ernst. Sie übernahmen dasselbe im Auftrag der Brüder. Bald waren die meisten äußerlich ungebildete Leute. Eine Scheidung zwischen Ältesten und andern gab es erst später. Manche gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie sich als Knechte verdingten, um einem zahlreichen Gesinde ihren Glauben zu predigen. Die Gemeinden gaben ihnen kein festes Salär, suchten ihnen aber sonst mit Handreichung und Beistand ihr Amt zu erleichtern. Die Gottesdienste bestanden aus Gesang, Gebet, Schriftverlesung und Ansprachen. Ein Prediger bekräftigte oft das Zeugnis des andern nach ihrer Auffassung von Ap. Gesch. 4, 33. In Scheuern und Tälern, hinter Hecken und hohen Zäunen kam man zusammen, weil den Täuferu jede öffentliche Versammlung verboten war.

Neben buchstäblichstem Gehorsam gegen die heilige Schrift, welche sie Eidschwur und Kriegsdienst ohne weiteres verwerfen ließen, hielten fast alle Täufer sehr hoch von dem **innern Wort**, das nach ihrer Auslegung von Matth. 10, 19 jeden Gläubigen mit besondern innern Gewißheiten in schwierigen Fällen ausstatten sollte. Sie beriefen sich auf dasselbe, wenn sie ihre Urfehde brachen oder die Staatspfarrer falsche Propheten schalten. Was man ihnen sonst als extremes Treiben nachsagte, nimmt sich meistens als böswillige Verleumdung aus. Ihre Sitten unterschieden sie vorteilhaft von ihrer Umgebung.

**Die Gründe für die Ausbreitung des Täufertums** wurden in den amtlichen Erlassen gegen sie offen angegeben. Sie liegen, hieß es, in dem ärgerlichen Lebenswandel so vieler Staatsgeistlichen und dem lasterhaften Treiben des gemeinen Mannes, der trotzdem zur Kirche gehörte. Ganz unverblümt wird den erstern vorgeworfen, daß ihr Zechen und Schlemmen, ihre Jagd und andere Vergnügen, ihr zucht- und ehrloses Leben die nachdenkenden Leute zu den Täuferversammlungen treibe. Ja, die Regierung erklärte offen, daß diese ganze Bewegung eine gerechte Strafe Gottes für die im Volksleben herrschenden Sünden sei. Ehebruch, Wucher, Fluchen und Schwören sei überall an der Tagesordnung — da wäre es kein Wunder, wenn sich fromme Leute von der Kirche trennen. Darum sollen die reformierten Pfarrer fleißiger ihres Amtes warten und namentlich die Jugend treulicher unterrichten, da diese meistens weder lesen noch schreiben könne.

Die Staatsgeistlichen suchten sich jedoch zu verantworten und setzten den Behörden auseinander, daß die Täufer ja schon vor der Reformation dagewesen seien; daß diese gerade deswegen die Staatsgeistlichen angreifen, weil es Staatsbeamte sind, und daß die Täufer ebenso scharf die weltlichen Staatsbeamten wegen ihrer Hoffart und Prachtliebe und

andern schlimmen Dingen verdammen, ja, daß sie ja eigentlich für sich keiner Obrigkeit zu bedürfen meinen. Nebenbei zeigen diese Eingaben der reformierten Prediger aber auch, wie kümmerlich dieselben in pekuniärer Hinsicht gestellt waren und z. B. aller Art Schreiberdienste tun mußten, um nur zu einigen Einkünften zu kommen, so daß ihnen für ihr pastorales Amt wenig Zeit und Kraft übrig blieb.

4.

**Disputationen.** Eine gewisse Bereitwilligkeit der Regierung, die Täuferbewegung auf friedlichem Wege zu beseitigen, zeigt sich in den wiederholten Disputationen, welche sie anordnete. So mußten in Bern gleich die ersten von Basel gekommenen Wanderprediger Hans Seckler und Lorenz Hochrütiner mit den Staatsgeistlichen disputieren, — ein fruchtloser Wortkampf, der trotzdem oft wiederholt wurde. Auch Georg Blaurock beteiligte sich einmal an so einer Unterredung. Eins der bedeutendsten Gespräche dieser Art wurde im Jahre **1532** zu **Zofingen** veranstaltet. Die Berner Obrigkeit erkannte klar, daß es sich in der neuen kirchlichen Sache um eine geistige Bewegung handle, mit der man sich wissenschaftlich auseinander setzen müsse, und die nicht ohne weiteres durch Polizeimaßregeln totgeschlagen werden könne. Sie ließ daher 23 Täuferprediger und Gemeindeglieder unter sicherem Geleit zu dieser Disputation einladen. Die Kontroversen drehten sich hauptsächlich um der Täufer Stellung zur Obrigkeit und den Einrichtungen der Staatskirche. Unter ihren Vertretern zeigte sich ein gewisser Linggi als ein gewandter Redner. Er warf seinen Gegnern vor, daß die Obrigkeit weder nach alttestamentlichem noch neutestamentlichem, sondern nach römischem, also heidnischem Recht, richte; daß Christus seine Jünger nicht ausgesandt habe, um nach fetten Pfründen zu laufen; der Staat hätte überhaupt nicht den Auftrag, Prediger

anzustellen, — das sei Sache der Gemeinde, wie die Täufer es übten; ein obrigkeitliches Amt zu verwalten habe Christus seinen Nachfolgern nicht übertragen, wohl aber, sich von den Bösen zu sondern. Da sich beide Teile auf die Schrift beriefen, so konnte es zu keiner Verständigung kommen, indem die Täufer das Alte Testament dem Neuen nicht gleichsetzten. In den Akten hieß es natürlich, das sie besiegt worden seien; das gewöhnliche Volk dagegen erzählte sich, sie hätten den Handel gewonnen. Die Regierung ließ die Verhandlungen drucken und verbreiten, konnte es aber nicht verhindern, daß sich bei vielen ein tiefes Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit derselben festsetzte.

5.

**Beschuldigungen gegen die Täufer** bildeten daher einen wesentlichen Teil der gegen sie erlassenen Mandate. Sie sollen eine schädliche Sekte sein, die sich nur einen Schein der Frömmigkeit zu geben wisse, um neben der Staatskirche eine eigene Richtung zu bilden. Unter sich selbst seien sie gar nicht einer Meinung und ein jeder lehre, wie es ihm in den Kopf komme. Der Obrigkeit sprächen sie das Recht ab, zum Schutz des Vaterlandes und zur Strafe von Verbrechen das Schwert zu führen; sie selbst meinten, derselben gar nicht zu bedürfen. Des Predigtamtes maßten sie sich ohne allen Beruf an und machten damit den ordentlichen Kirchendienst verdächtig, — ja sie schmähten die reformierten Prediger ohne Unterschied. Das zwinge die Regierung, die Ehre der Kirche zu retten und deren Diener gegen die Angriffe der Täufer zu schützen. Alles, hieß es in einem Mandat, was gegen die von Anfang an als richtig anerkannten Satzungen der reformierten Kirche gehe, soll als Gotteslästerung angesehen werden.

Den Anklagen folgten **Drohungen.** In einem Erlaß der Berner Obrigkeit vom Jahre 1533 heißt es, man wolle

die Täufer gewähren lassen, wenn sie schweigen und den Glauben für sich behalten wollen. Tun sie das nicht, dann sollen sie ins Gefängnis kommen. Bald darauf wird ihnen jedoch angekündigt, daß sie die reformierten Gottesdienste besuchen, jährlich einmal das Abendmahl nehmen, ihre Kinder vom Staatsgeistlichen taufen und ihre Ehen von ihm einsegnen lassen sollen. Tun sie das nicht, dann sollen sie das Land räumen; auf allen Kanzeln aber sollen ihre Irrtümer erklärt und soll vor ihnen gewarnt werden.

6.

**Verfolgungen und Hinrichtungen** bildeten daher bald auch bei dem Rat in Bern die scharfe Spitze in seiner Täuferpolitik. Gleich die ersten aus Basel gekommenen Täuferprediger wurden ins Halseisen gesteckt und dann verbannt. In ähnlicher Weise wollte man es mit allen andern machen; nur mußte man sie erst haben. Die Täuferprediger ließen sich eben nicht leicht einschüchtern, wußten die Versammlungen auf den Grenzen und an versteckten Plätzen zu halten und in weitgehender Weise die Sympathie des Volkes für sich zu gewinnen. An manchen Orten, z. B. in Solothurn, wollte man sie überhaupt nicht wegen ihres Glaubens angreifen; oft schützte man die Täufer um des materiellen Vorteils willen, den ihre stille Betriebsamkeit dem Lande einbrachte. Die Behörden verstanden sich schließlich dazu, für die Gefangennahme der Täufer spezielle Belohnungen auszusetzen. In ihren Rechnungen heißt es also: „Pister und Strehlerhand Teuffer gesucht, — 6 Pfund; Weibel bracht ein Teuffer, — 4 Pfund u. s. w. Ja, eine Anzahl ihrer Prediger und Leiter mußten das Schafott besteigen. Von diesen blieb den Gemeinden besonders **Hans Haslibacher** im Gedächtnis, welcher 1571 zu Bern hingerichtet wurde. In einem besondern Liede, dem „Haslibacherlied" besangen sie seinen mutigen Zeugentod. Eine Reihe anderer mußten

auf dem Markt im Halseisen stehen und dann das Land verlassen.

Auch in **Zürich** lebte um 1550 der gehässige Gegensatz gegen die Freikirchlichen aufs neue auf. Auch hier erstarkten die sehr geschwächten Gemeinden wieder und übten nach außen hin viel Anziehungskraft aus. Aus Mähren kamen viele Täufer zurück, da sie hier durch die Maßregeln Kaiser Rudolfs vertrieben wurden. Besonders gegen diese wandte sich der Züricher Rat in einem Edikt vom Jahre 1576. Es hieß, viele Täufer seien reich fortgezogen und kämen arm zurück und brächten noch andere mit. Diese sollen an Leib und Gut gestraft werden und niemand darf ihnen Unterschlupf geben. Da das wenig half, so erschienen schärfere Mandate. Die Amtleute sollen alle diejenigen ausfindig machen, welche nicht zur Kirche kommen, noch ihre Kinder taufen lassen. Diese sollen zur Umkehr ermahnt und über die Grenze geschafft werden, wenn sie ihre Irrtümer nicht aufgeben wollen. Kehren sie zurück, so sollen sie Gut und Leben verlieren. Ihre Prediger sollen unter Anwendung der Folter verhört und dann ausgewiesen werdeu. In solcher Weise wirkte sich der Glaubenszwang aus, den Zwingli, Calvin, Beza und Bullinger für einen richtigen Teil des Evangeliums hielten.

7.

**Proteste** gegen solche Maßregeln einer protestantischen Regierung von tolerant denkenden Reformierten bleiben nicht aus. Viele Amtleute weigerten sich, die betreffenden Befehle auszuführen. Man erwog die Inkonsequenz der Protestanten, welche im Schmalkaldischen Krieg für ihre eigene Gewissensfreiheit fochten und in der Schweiz die Herrschaft Roms abschüttelten. Oft sahen die Juristen in dieser Beziehung klarer als die Theologen. So schrieb ein hervorragender Berner Beamter an Calvin, im Jahre 1555:

„Eine gänzliche Übereinstimmung der Meinungen wird zu keiner Zeit bestehen. Ich liebe die Dissidenten in der Überzeugung, daß uns Gott seiner Zeit eine gemeinsame Erkenntnis des Dogmas schenken wird, sofern wir der Pflicht der Liebe und Barmherzigkeit nicht untreu werden. Ich habe mit eigenen Augen eine 80jährige Frau und deren Tochter, eine Mutter von 6 vaterlosen Kindern, aufs Schafott führen sehen, bloß weil sie in der Taufe irrten, als hätte dieser Irrtum den Untergang der ganzen Welt zur Folge. Ich ziehe es vor, die Regierung durch übertriebene Milde fehlen zu sehen, eher als durch übermäßige Strenge. Durch nichts können wir den Papisten angenehmer werden, als wenn wir auch in unserer Kirche den Henker mit seinen Torturwerkzeugen wieder einführen."

Auch die Täufer reichten dem Berner Rat im Jahre 1585 eine Vorstellung ein, in welcher sie ausführten: 1. daß sie den rechten Glauben haben, keine Sekte seien und bereit sind, sich den Entscheidungen der heiligen Schrift zu fügen; 2. das gegen sie erlassene Mandat sei gegen Christi und seines Evangeliums Weisung, — zum Glauben soll man niemand zwingen; 3. der Obrigkeit wollen sie gern gehorsam sein, aber nichts wider Gottes Wort tun und darum auch nicht in den Krieg gehen; 4. die Kindertaufe zu verwerfen, haben sie guten Grund; 5. sie halten den Ehestand, das Abendmahl und den Bann nach Christi Befehl und begehren darum, man solle sie bei ihrem Glauben lassen. Irgend eine günstige Wendung für sie scheint damit jedoch nicht herbei geführt worden zu sein.

---

# II. Ergehen im 17. Jahrhundert.

8.

**Neue und schärfere Verfolgungen** aller Dissidenten war die Parole der Regierung der freien Schweiz im Anfang des neuen Jahrhunderts, dieser Periode blutiger Religionskriege. Trotz aller bisherigen Maßregeln war die Täuferbewegung gewachsen. Im Basler- und Zürichgebiet waren ihre Kreise und Gemeinden erstarkt. Insonderheit aber erwies sich Bern und Umgegend als ein fruchtbarer Boden für ihre Grundsätze. Bern, Burgdorf, Solothurn Zofingen, Sumiswald, Thun, Langnau, Interlaken, Signau u. s. w. waren hier ihre Mittelpunkte. Die Täufer fühlten sich als freie Bürger eines freien Landes und sprachen der Obrigkeit jedes Recht ab, sie wegen ihrer religiösen Besonderheit zu verfolgen und hielten daher ihre Versammlungen frei und öffentlich ab, wo sie irgend erwarten konnten, daß man nicht gleich mit Verhaftungen gegen sie vorgehen würde. Die Obrigkeit fühlte sich aber berufen, die staatlich durchgeführte Reformation zu schützen und alle Separatisten als Feinde der Kirche und des öffentlichen Wohles zu behandeln. Daß sich diese ihren biblischen Argumenten nicht fügen wollten, erschien ihr als pure Bosheit, welche mit Gewalt beseitigt werden mußte. So zeigte denn auch das 17. Jahrhundert eine reiche Musterkarte von scharfen Maßnahmen der protestantischen Behörden der freien Schweiz gegen ihre wehr- und waffenlosen Christen, welche eine Satire auf das Christentum bildeten, das sie bekannten.

Zunächst wurden in Basel, Bern und Zürich die alten Mandate aufgefrischt. Insonderheit sollte es keinem aus dem Lande flüchtenden Täufer vergönnt sein, sein Vermögen mitzunehmen. Wer etwa Grundeigentum von ihnen kauft,

soll dasselbe an den Staat verlieren. Dieser soll es für den Fall verwalten, daß die Täufer oder deren Kinder zurückkommen und bereit sind, sich den Landesgesetzen zu fügen.

9.

**Censur, Folter und Galeeren.** Die Regierung betrachtete jede von den Täufern verfaßte oder deren Ansichten erklärende Schrift als ein starkes Mittel ihrer Verbreitung. Deshalb wurde ihnen solche Tätigkeit streng untersagt. Hiebei hatte man besonders die in Holland abgefaßten Glaubensbekenntnisse im Auge und die in kleinen Flugblättern erscheinenden Täuferlieder, welche später im sogenannten „Ausbundt" gesammelt wurden. Es hieß, daß sie von herumstreichenden Bücherträgern auf dem Markt gesungen und dann abgesetzt wurden. Es hieß, daß dadurch der gemeine Mann mit schlimmer irriger Lehre angesteckt werde.

Wahrhaft empörend aber war die Anwendung der Folter. Die gefangenen Täufer wurden gemartert, damit sie die Namen und den Aufenthaltsort ihrer Lehrer angäben. Die ergriffenen Prediger wurden dann ohne weiteres unter Anwendung der Folter nach ihren Glaubensansichten gefragt, ohne daß freilich irgend andere als einfach biblische Erkenntnispunkte aus ihnen herausgepreßt werden konnten.

Ein ebenso dunkles Stück in der Geschichte der freien Schweiz war die Verurteilung der Täufer zu den Galeeren. Da sie selbst keine Flotte und daher auch keine solche Strafschiffe besaß, so schlossen die Behörden von Bern und Zürich mit Frankreich und der Republik Venedig Verträge ab, wonach diese die Galeerensträflinge in Empfang nahmen und sie dann mit dem schlimmsten Gesindel unter der heißen Sonne zu schwerer Arbeit zwangen, als ob an ihrem Leben nichts gelegen wäre. Während die Schweizer Reformierten die Hugenotten Frankreichs aus so einer schimpflichen Lage loskauften, verurteilte man die eigenen Mitbürger zu gleichem

Schicksal. In kleinen und größern Gruppen wurden die Täufer, oft in Gemeinschaft mit andern Verbrechern, ins Ausland geschafft. Gern benutzten die bärtigen Männer die Gelegenheit, von ihrem Glauben auch vor Fremden zu zeugen, wußten aber auch in vielen Fällen eine glückliche Flucht zu bewerkstelligen.

10.

**Hans Landis, der letzte Märtyrer.** Einer der bedeutendsten Täuferprediger war Hans Landis. Trotz aller Verbote der Regierung predigte er in Wald und Feld vor großen Versammlungen, taufte und segnete Ehen ein. Gefangen genommen, weigerte er sich, von seiner Wirksamkeit abzustehen. Er wurde nun zur Galeerenstrafe verurteilt. Vermittelst eines Instrumentes, das ihm ein Bruder zugesteckt hatte, gelang es ihm jedoch, aus seinen Fesseln zu entkommen. Er kehrte sofort in seine Heimat zurück und setzte seine alte Arbeit fort. Auf's neue ergriffen, wollte man ihn wieder des Landes verweisen. Er aber weigerte sich zu gehen und erklärte, — Gott gönne ihm das Land so gut, wie den andern und die Erde sei des Herrn; zudem wisse er nicht wohin; auch sei er alt und fürchte den Tod nicht. Daraufhin wurde er vom großen Rat in Zürich zum Tode verurteilt und 1614 enthauptet. Auf dem Wege zur Richtstätte ließ der Scharfrichter das Seil fallen und sagte, Gott müsse sich erbarmen und ihm sei es geklagt, daß er so etwas tun solle; Landis möge ihm vergeben. Das Volk bekam den Eindruck, der Richter wolle dem Gefangenen eine Gelegenheit zur Flucht geben; es hätte ihn auch wohl keiner verfolgt. Landis aber ging ruhig und mutig seinen Weg weiter und versicherte dem Henker, er hätte ihm vergeben; denn er müsse ja seines Amtes tun, — Gott würde ihm wohl auch vergeben. Dieser letzte Märtyrer in der Schweiz muß eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein. Schon sein Äußeres war imponierend. Er war von hohem

Wuchs; trug einen langen schwarzen Bart und verfügte über eine sehr kräftige Stimme. Mit ihm schließt das lange Verzeichnis der Blutzeugen der wehrlosen Christen im Märtyrerspiegel.

11.

**Schwere Gefängnishaft** war das Los der andern gefangenen Täufer. Es war zunächst für die Behörden eine schwere Sache, Gefangene zu machen und sie zu halten. Die Täufer besaßen die Sympathie des Volkes, indem sie von diesem sehr allgemein als Märtyrer verehrt wurden. Die Hingerichteten wurden als selig gepriesen. Verlangten die Behörden die Einreichung der Namen der Täufer, so sollten oft Amtleute und Staatsgeistliche ihre eigenen Verwandten angeben. Zudem machte sich bei diesen der Freiheitssinn der Schweizer stark geltend. Sie wußten den Häschern zu entgehen oder aus dem Kerker zu entkommeu. Ebenso kehrten viele von denen zurück, welche über die Grenze geschafft wurden. Wo sollten sie auch hin? Weib und Kind blieben oft zurück, im Falle nur der Mann der verbotenen Sekte angehörte. Oft war auch die Liebe zur Heimat und zur Familie so groß, daß sie jede Gefahr mißachteten, wenn sie nur daheim und bei den Glaubensgenossen sein konnten. Zudem durften sie sicher auf den Beistand der Nachbarn und Freunde rechnen, wenn sie sich vor den Gensdarmen verbergen wollten. Das alles machte die Regierung äußerst rücksichtslos gegen die Gefangenen, welche sie wirklich herein bekam. Sehr summarisch heißt es in einem Mandat vom Jahre 1640: Alle Täuferversammlungen sollen verboten sein; wer ihnen Unterschlupf gibt, soll schwer bestraft werden; die gefangenen Täufer sollen von den Staatsgeistlichen von ihrem Irrtum abgebracht werden; bleiben sie hartnäckig, so müssen sie das Land räumen; kehren sie zurück, so sollen sie mit Ruten geschlagen, mit einem brennenden Eisen gezeichnet und

wieder ausgewiesen werden. In den Gefängnissen aber sah es traurig aus. Man nahm den Gefangenen die eigenen Kleider und gab ihnen lange graue Röcke; man gewährte ihnen nur karge Kost, — „Mus und Brot", — und in den feuchten Zellen siechten viele dahin. Schwangere Frauen mußten Ketten tragen und so ihre schwere Stunde durchmachen. Da war der Tod oft eine willkommene Erlösung. Da die Regierung das Vermögen der gefangenen Täufer einzog, so gestalteten sich die äußern Verhältnisse der Gemeinden immer trauriger. Sie ließ die Kinder derselben durch bewaffnete Polizisten zur Taufe tragen und hieß jedes Mittel gut, um eine äußere kirchliche Uniformität herzustellen.

12.

**Die niederländischen Mennoniten intervenieren.** Im Jahre 1641 erhielt die taufgesinnte Gemeinde zu Amsterdam Nachricht von der Verfolgung ihrer Brüder in der Schweiz. Sie wurde ihr durch einen protestantischen Handelsherrn, Namens Isaak Hattaver, vermittelt. An diesen hatte ein Züricher Historiker, dem die Leiden der gefangenen Täufer zu Herzen gingen, geschrieben. Man wollte dem traurigen Bericht in Holland nicht gleich Glauben schenken. Als die Zweifel darüber jedoch beseitigt waren, ging eine tiefe Bewegung durch die Gemeinden. Man betete in den Gottesdiensten für die verfolgten Glaubensgenossen und sammelte Geld für sie. Durch nähere Erkundigungen erfuhr man, daß die Schweizer Behörden den Täufern schon an 80,000 Taler abgenommen hatten und daß die Gefangenen jämmerlich behandelt würden. Die niederländischen Brüder schrieben nun den Schweizer Täufern einen Brief, in welchem sie diese ermahnten, sich der Obrigkeit nicht zu widersetzen, wenn sie ausgewiesen würden, sonst könnten sie von ihnen nicht als rechte Brüder anerkannt werden, da ja Christus die Flucht aus einer Stadt in die andere geboten habe.

Sie luden sie ein, zu ihnen nach Holland zu kommen und offerierten ihnen 200 Taler Reisegeld. Dem Brief waren 100 Taler zur bessern Verpflegung der zu Öttlingen bei Zürich eingekerkerten Täufer beigefügt.

Die Schweizer Behörden nahmen natürlich Notiz von der Sache, ließen aber den Gefangenen das Geld nicht zukommen, indem sie behaupteten, dieselben seien gut versorgt und weitere Wohltaten würden sie in ihrem Widerstand nur bestärken. Ja, der Züricher Rat erklärte in einer öffentlichen Kundgebung, daß die Gefangenen durch ihr Verhalten eine strenge Behandlung notwendig machten; sie seien wiederholt aus dem Gefängnis gebrochen und wollten auch jetzt nicht versprechen, dies nicht mehr zu tun. Die Frauen aber seien so halsstarrig wie die Männer. Von den reformierten Predigern hätte sich kein Täufer belehren lassen, ja, man nenne sie böse Hohepriester und kehre ihnen den Rücken hin. Den Gefangenen sei Wolle zum „kämbeln" gegeben worden, davon hätten sie aber etwas vernichtet. Ihnen mehr zu geben als „Mus und Brot" sei darum nicht gute Politik. Wollten die Amsterdamer ihre Schweizer Genossen zu sich kommen lassen, so sollten sie sich an die Täufer im Basler, Berner und Solothurner Gebiet wenden, welche der dortigen Obrigkeit auch eine Last seien. Wollten die Täufer versprechen, auszuwandern und nie mehr zurückzukommen, so würde man ihnen gerne von ihrem Vermögen etwas mitgeben.

13.

**Beschuldigungen und Anklagen und dann neue Drohungen** bildeten daher den Inhalt weiterer gegen die Täufer erlassenen Mandate. Einesteils hatten letztere hiezu Veranlassung gegeben, indem sie sich in einer Verantwortung gegen die Regierung scharfer Ausdrücke bedienten. Die Züricher und Berner Behörden einigten sich auf ein gemeinsames Vorgehen und letztere setzte eine eigene Kommission

ein, um die mißliche Sache noch einmal zu untersuchen und Vorschläge zu machen. Diese sprach sich in einem Gutachten dahin aus, daß die Sekte der Wiedertäufer die einzige sei, welche den Frieden der Kirche störe. Sie sei stark im Wachsen begriffen und dürfe darum nicht geduldet werden; denn die Wiedertäufer: 1. predigen ohne Beruf und Bestätigung der Obrigkeit; 2. taufen sie in ihren Gemeinden ohne Auftrag und Befehl der Regierung; 3. führen sie ihre Kirchenzucht wider die öffentlichen Gesetze; und 4. besuchen sie keine Versammlungen, welche an Sonn- und Festtagen gehalten werden.

Hierauf erschien im Jahre 1659 ein neues Mandat in Bern, daß alle Täuferlehrer gefangen genommen werden sollen und dann alle andern Täufer; auch soll es ihnen nicht mehr erlaubt sein, irgend welche eigenen Versammlungen abzuhalten. Die Gefangenen sollen womöglich zur Staatskirche bekehrt werden. Die Hartnäckigen aber sollen mit Ruten gepeitscht, des Landes verwiesen werden und ihrer Güter verlustig gehen. Wer sich aber der reformierten Kirche anschließt, der soll besondere Achtung und Aufmerksamkeit erfahren.

14.

**Die niederländische Regierung und andere treten für die Täufer ein.** Da die holländischen Gemeinden für ihre verfolgten Glaubensgenossen bei deren Obrigkeit nichts zu erreichen vermochten, so wandten sie sich an ihre eigene Regierung mit der Bitte, sich doch der Bedrängten anzunehmen. Und richtig, die Generalstaaten machten den Schweizer Behörden Vorstellungen, sie möchten doch den Täufern ihr Eigentum mitgeben, wenn sie dieselben aus dem Lande wiesen. Dieser Bitte schloß sich auch die Ritterschaft im Elsaß an. Ebenso ließ sich der Professor der Theologie in Leiden dahin bestimmen, daß man dem Professor Lutthardus in Bern schrieb und diesem auseinandersetzte, daß die Mennoniten

ungefährliche Leute seien und daß es politisch töricht sei, die Religionsfreiheit zu beschränken. In der Zuschrift der niederländischen Regierung wurden die holländischen Gemeinden sehr gerühmt. Es seien friedliche Bürger, hieß es, die da leisten, was sie können. Für die verfolgten Waldenser hätten sie neulich 7000 Pfund zusammen gebracht. Ihre Versicherung sei so gut wie ein Eid. Darum soll auch die Schweizer Obrigkeit die betreffenden Gefangenen frei lassen und nicht päpstlich und tyrannisch gegen sie verfahren.

Mit großer Wärme trat besonders auch ein mennonitischer Kaufmann, Hans Flaming, in Amsterdam in einem Schreiben an den genannten Lutthardt in Bern für die Grundsätze seiner Gemeinschaft ein. Er schäme sich nicht, sagte er, die Schweizer Täufer als seine Brüder anzuerkennen. Die ihnen zur Last gelegten vier Punkte seien schriftgemäß. Ihre Prediger würden ja von der Gemeinde gewählt und das sei doch apostolisch. Ihre nächtlichen Versammlungen halten sie doch nur aus Not ab, weil sie ihnen tags nicht erlaubt sind. So machen es die Reformierten aber auch in katholischen Ländern und gehorchen damit richtig Gott mehr als den Menschen. Wenn die Täufer in einigen Punkten ihre eigene Meinung haben, so sei doch zu bedenken, daß Luther, Melanchton und andere auch noch nicht in jeder Beziehung schon das Richtige getroffen hätten, und die Täufer seien ja keine Türken, sondern stimmen in allen Hauptpunkten mit den Reformierten überein und für ihre besondern Ansichten haben sie im Worte Gottes Grund und Boden. Hat nicht Christus den Eid und den Krieg verboten und die Taufe auf den Glauben gelehrt wie selbst Erasmus zugesteht? Warum sollen Leute verfolgt werden, welche Christum predigen und ihm wehr- und waffenlos nachfolgen wollen? Würde es nicht der Obrigkeit und dem Lande zum Segen gereichen, wenn man sie schütze und noch 100,000 dazu kämen? Die Reformierten beanspruchen ja auch Dul-

dung, und selig wollten sie doch alle werden. Darum sollte sich Professor Lutthardt doch der armen Gefangenen annehmen.

15.

**Weitere Verhandlungen** bildeten das Resultat solcher Vorstellungen bei den Schweizer Behörden. Zunächst ließ die Berner und Züricher Obrigkeit den Niederländern eine Erklärung zugehen, in der es hieß, daß sie nicht in der Lage sei, deren Bitte gewähren zu können. Die Irrtümer der Täufer dürften sie in ihrem Lande nicht dulden. Sobald die Gefangenen frei wären, setzten sie ihr Lehren und Predigen in alter Weise fort. Im Zuchthause säßen ihrer zwölf und würden gut behandelt. Man würde sie bald über die Grenze schaffen und ihnen dann auch etwas von ihrem Vermögen mitgeben. Auch Lutthardt verteidigte die Maßnahmen seiner Regierung. Er führte aus, daß die Täufer ungelehrte Leute seien, welche dem Staate nichts nützten, da sie ihn im Kriege nicht verteidigen wollten. Den Ausgewiesenen könne man ihr Vermögen nicht mitgeben, da von ihnen teils der Mann, teils die Frau dieser Sekte angehörte.

Es machten sich jedoch auch **andere Stimmen** geltend. Die verfolgten Täufer besaßen nicht nur unter dem gewöhnlichen Volk, sondern auch unter den Gebildeten viel Sympathie. Von diesen erkannten viele, daß die Mißhandlung der Freikirchlichen ein Hohn auf das Christentum sei. Sogar in amtlichen Gutachten wird darum die Politik der Regierung getadelt. So heißt es in einem solchen vom Jahre 1670, die betreffenden obrigkeitlichen Personen sollten sich bei den Täufern ihres schrecklichen Fluchens und Schwörens enthalten; nicht die Fenster einschlagen; nicht bloß Geld erjagen wollen. Es sei sicherlich das Schlagen mit Ruten, das Brennen mit glühendem Eisen nicht dazu angetan, die Leute für die reformierte Kirche zu gewinnen. Es sollten

die Staatsgeistlichen diese vielmehr durch freundlichen Unterricht anziehen und auf den Kanzeln eher für sie beten als über sie schimpfen. Wo die Täufer in großer Anzahl vorhanden sind, sollten tüchtige Pastoren angestellt werden, um ihnen zu imponieren.

Viel entschiedener noch redete ein Pfarrer **De Losea** der Toleranz das Wort. Er sagte, Religion und Gewissen des Menschen seien zart wie der Augapfel und leiden keinen äußern Zwang. Christus sandte seine Apostel aus zu predigen, sagt aber nichts davon, daß man solche mit Ruten schlagen und mit Eisen brennen soll, welche sich nicht belehren lassen wollen. Er bemerkte frei und offen: „Ich kann nicht finden, daß die Täufer zu den ketzerischen Menschen gehören; es sind Irrtümer bei ihnen vorhanden, aber irren wir nicht auch in den Punkten, in welchen sie nicht mit uns übereinstimmen? Christus als der barmherzige Hohepriester hat mit den Schwachen Mitleid gehabt. Darum ist es besser, wir beten für die Irrenden, anstatt daß wir sie verfolgen." Solche Stimmen beweisen auch eine versöhnliche Gesinnung unter der reformierten Geistlichkeit, welche das intolerante Treiben der Regierung verurteilte.

16.

**Erpressungen und Vertreibungen** blieben trotzdem die unentwegten Maßnahmen der Regierung gegen die Täufer. In den 60er Jahren gelang es an 100 Familien nach der Pfalz zu entkommen, wo sie von dem Pfalzgrafen Karl Ludwig freundlich aufgenommen wurden, um sein durch den 30jährigen Krieg verödetes Land neu aufzubauen. Die Berner Regierung setzte sodann einen gewissen Termin fest, bis zu welchem die Täufer frei ausziehen konnten; derselbe war jedoch so kurz, daß nur wenige ihre Güter zu verkaufen Gelegenheit fanden. Die niederländischen Behörden verwandten sich noch einmal für dieselben, ohne

jedoch damit etwas auszurichten. Die Züricher Gefangenen, mit Namen wie Wenger, Kaufmann, Baumgartner u. a. wurden über die Grenze gebracht, weigerten sich aber zu versprechen, nie wieder zu kommen, da wohl die meisten ihre Familien zurück lassen mußten. Die holländischen Brüder nahmen sich der in die Pfalz Geflüchteten liebreich an, schickten ihnen Geld u. s. w. Auch wandten sie sich nochmals an die Schweizer Regierung und baten um Nachsicht gegen die Täufer. Dieses Gesuch war von den Vorstehern der bedeutendsten holländischen Gemeinden, wie Harlem, Amsterdam u. a. unterzeichnet. Sie erhielten jedoch eine Erklärung dahin, daß die holländischen Mennoniten gebildete, dem Staate Nutzen bringende Leute seien; die Täufer in der Schweiz dagegen wären ungebildet und hartnäckig. Sie könnten ja auswandern. Bleiben sie im Lande, so müssen sie sich den betreffenden Gesetzen fügen oder gefänglich eingezogen uud ausgewiesen werden, was ohne Härte nicht abgeht.

Gemäß diesem Grundsatz wurden die Täufer in den 70er Jahren so bedrückt, daß an 700 Personen aus dem Lande flohen. Die meisten kamen aus dem Berner Gebiet. Sie gingen nach dem Elsaß und der Pfalz. Unter ihnen befanden sich viele alte Leute von 80 und 90 Jahren, welche ihren Weg mit ihren Tränen benetzten. Ihre wenigen Habseligkeiten trugen sie auf dem Rücken. Da sie von ihren Gütern so gut wie nichts hatten verkaufen können, so war ihre Barschaft äußerst gering. Manches hatten ihnen auch noch die Beamten abgenommen. Einige waren auch mit Ruten noch geschlagen und mit glühendem Eisen gezeichnet worden. Viele Männer hatten Weib und Kind zurückgelassen, weil diese zur reformierten Kirche gehörten. Es gewährten diese Gruppen somit ein rechtes Bild des Jammers. Die Brüder in der Pfalz taten für sie, was sie konnten. Mannheim wurde so eine Art Mittelpunkt der

neuen Einwanderer, von wo aus sie als Arbeiter und Pächter sich verteilten. Ihre Familiennamen waren Beigler, Lichti, Stauffer, Welty, Lehmann, Kühni, Eyman, Wenger u. a. Sehr liberal wurden sie von den holländischen Brüdern unterstützt.

17.

**Wachsender Fanatismus gegen die Täufer** bildete den Schluß des 17. Jahrhunderts. Trotz der Vorstellungen der holländischen Regierung und der holländischen Mennoniten, trotz der Mahnungen zur Toleranz aus dem eigenen Lager, meinten die Behörden nur zu eisernen Maßregeln verpflichtet zu sein. Noch im Jahre 1670 erließ man verschärfte Mandate, — alle Täufer sollen binnen 14 Tagen das Land räumen; wer das nicht tut, soll gefangen gesetzt und — im Fall der Hartnäckigkeit mit Rutenhieben über die Grenze gejagt werden. Wer zurückkehrt, den soll man mit dem Brenneisen zeichnen. Die Täufer sollen keine Versammlungen abhalten und keinen Unterschlupf finden. Von 6 zu 6 Jahren ist allem Volk der Huldigungseid abzunehmen, damit die Täufer herausgefunden werden.

Ebenso scharfe Dekrete wurden im Jahre **1693** erlassen. Die Regierung stieß überall auf die Sympathie des Volkes mit den Verfolgten. Darum versprach sie jedem Strolch und Bummler, welcher einen Täuferlehrer einlieferte, 25 Taler, und 50 Taler, wenn dieser kein einheimischer wäre. Infolge solcher Mandate füllten sich die Gefängnisse. Einige der Gefangenen wurden wieder einmal zur Galeerenstrafe verurteilt; die meisten davon dann jedoch auf Verwendung der niederländischen Mennoniten und Regierung freigegeben.

Solche Intoleranz in der freien Schweiz erscheint wie ein Rätsel angesichts der sonst so hellen Erkenntnispunkte der dort herrschenden reformierten Kirche. Aber die Behörden bestanden meistens aus Politikern, welche alle re-

ligiösen Schwierigkeiten lediglich vom äußerlich staatsmännischen Gesichtspunkt aus beurteilten. Die Ironie der Geschichte kam im Anschluß an Calvins alttestamentlicher Kirchenpolitik allseitig zum Ausdruck, daß man das übte, was man bei Rom verurteilt hatte. Der eigentlich demokratische Geist war entflohen. Die Behörden regierten von oben herab, ohne auf des Volkes Stimmen zu achten. Und in der Religion sah man weit mehr einen Kappzaum für die Massen als eine freie Äußerung des Gewissens. Darum erstrebte man kirchliche Uniformität und verlor jede Ahnung von der Macht eigener religiöser Überzeugung. Dem Staate brachte aber die gesamte Ketzerverfolgung nur Unheil. Er pflegte damit gemeine Verräterei und Geldgier, entweihte die heiligsten Familienbeziehungen und beraubte sich eines sittlich und materiell tüchtigen Elementes seiner Bevölkerung.

18.

**Warum ließen sich die Täufer von der reformierten Kirche nicht gewinnen?** Das ist eine Frage, welche sehr naturgemäß bei der Betrachtung der so vielen richtigen Erkenntnispunkte derselben und der redlichen Mühe, welche so viele Staatspfarrer nach dieser Richtung hin an den Tag legten, aufsteigen muß. Genaue Einsicht in den Zustand der damaligen Staatskirche zeigt jedoch bald, daß nur wankelmütige, irdischen Vorteil suchende Täufer ihre Gemeinschaft verlassen konnten, daß aber alle in dem väterlich überkommenen biblischen Erkenntnisboden solid gegründeten lieber Hab und Gut, ja Blut und Leben opfern wollten, als ihren einfachen Gemeinschaftskreis verlassen. Gerade die Regierungsmandate, in welchen auf bessere Zucht und Sitte bei Geistlichkeit und Volk gedrungen wird, zeigen, daß die Täufer unmöglich einen solchen an Rohheiten und Sünden sich sättigenden Haufen für die Gemeinde Christi anerkennen konnten. In diesen Erlassen heißt es, daß

viele Geistliche auf fette Pfründen einfach Jagd machen; ihre Gebühren mit Heftigkeit eintreiben; auf den Märkten feilschen wie andere; bei ihren Zusammenkünften nur von ihrem Einkommen sprächen; — daß sie wenig Krankenbesuche machen, aber viel im Wirtshaus verkehren; bei den Kindtaufen gern an Schmausereien teilnehmen, — also mehr dem Hochmut und Geiz und Behagen dienen als ihrem Amte. Die Amtleute werden beschuldigt, daß sie die Täufer hart behandeln, um nur Geld zu bekommen und dann stolz und hoch zu leben. Beim gemeinen Volk aber, heißt es, geht es wahrhaft ruchlos zu. Fressen und Saufen, Fluchen und Schwören ist an der Tagesordnung. Alles lebt in Zänkereien und Prozessen. Jedem Bauer wird ein Wirtshaus vor die Nase gesetzt und da geht es toll her. Der Sonntag wird schändlich entweiht — mit Spielen, Kegeln, Tanzen und üppigen Zusammenkünften auf den Bergen und in den Wäldern. Es heißt dann auch, daß es sicherlich nicht schriftgemäß sei, wenn Leute ohne Unterschied zum Abendmahl gehen, welche so ein Leben führen und Geistliche forderten die Regierung auf, den Zutritt zu demselben einzuschränken.

Der ganze Jammer der Staatskirche trat in diesen Erlassen zutage. Da blieben die Täufer lieber bei ihren eigenen Gemeinden, erbauten sich, so gut sie konnten, bemühten sich einfältig, brüderliche Liebe und Abkehr vom weltlichen Treiben zu üben und hofften auf bessere Zeiten. Den Angriffen der Regierung setzten sie einen passiven Widerstand entgegen und gingen geduldig den Weg des Kreuzes. Bei allen Nachdenkenden aber galten sie als solche, welche wegen ihrer Frömmigkeit verfolgt wurden und in weiten Kreisen war es eine einfach ausgemachte Sache, — „die Täufer seind heil'ge Lütt."

19.

**Eine gewisse Bekenntnisfertigkeit der Täufer** tritt uns sodann in den erhaltenen Akten ihrer Disputationen mit

Beamten und Geistlichen entgegen. Es war für sie als wenig geschulte Leute jedenfalls nicht leicht, in den betreffenden Verhören die entsprechende Ruhe zu bewahren und das rechte Wort zu finden. Im ganzen jedoch gewähren ihre Antworten auf die an sie gerichteten Fragen einen vollständigen Grundriß ihrer Erkenntnis. So erklären im Jahre 1648 zwei gefangene Täuferlehrer, Steitz und Burger, daß sie sich von der Staatskirche losgesagt haben, weil Fluchen, Schwören und Unzucht in derselben überhand nehme; in ihren Kreisen strebe man mit Ernst nach einem heiligen Leben. Auch das Alte Testament halten sie für eine gewisse Regel des christlichen Glaubens und Lebens. Ihre Kinder habe man gegen ihren Willen getauft, das werde nichts nützen; denn der rechten Taufe müsse der Glaube vorauf gehen. Das Urteil über die Kindertaufe wollen sie Gott anbefehlen. Die Obrigkeit, sagten sie, sei von Gott eingesetzt; ihr gebühre Zins, Zoll und andere Abgaben. Der Krieg ist zu meiden; denn Christus hat uns befohlen, den Feind zu lieben und nicht ihn zu töten. Die Obrigkeit sollte das Böse strafen, statt dessen verfolgt sie die Täufer. Die andern Kirchen wollen sie nicht verdammen; Gott wird richten. Die reformierte Kirche ist weniger in der Lehre als im Wandel unrichtig. Warum aber sollen die Täufer nicht ihrer eigenen Erkenntnis folgen dürfen! Gegen ihr Gewissen können sie nicht. Wo aber hat Christus befohlen, so zu handeln, wie die Obrigkeit tut; Meßpfaffen läßt man gewähren; fromme Leute werden verfolgt. Von der erkannten Wahrheit wollen sie aber nicht abfallen, sondern eher Blut und Leben opfern; sie bitten aber einer gnädigen Obrigkeit, barmherzig zu sein.

In einem der Verhöre suchte man die Gefangenen besonders wegen ihrer Wehrlosigkeit in die Enge zu treiben. So fragte man einen gewissen Hans Kägi, ob er nicht im Notfalle sein Weib und seine Kinder mit dem Degen ver-

teidigen würde. Er sagte, es sei ihm kein Degen gegeben, sich damit zu wehren; er würde aber „luegen", ob er den Angreifer finge. Alle Antworten der Täufer zeigen, daß sie über die betreffenden Punkte nachgedacht und einen bestimmten Standpunkt zu gewinnen sich bemüht haben.

20.

**Einseitigkeiten der Täufer und Zwiste im eigenen Lager** dürfen freilich auch nicht verschwiegen werden. In vieler Hinsicht beurteilten sie die Anhänger der Staatskirche zu scharf, nannten deren Geistliche ohne weiteres falsche Propheten und Hohepriester und die Kirchengebäude Steinhaufen. Weil hin und wieder jemand in der Kirche schlief, so sahen viele es als eine Sünde an, so einem Gottesdienst beizuwohnen. Einer meinte, daß ihm sein Schwein zur Strafe dafür krepiert sei, daß er nach seiner Bekehrung noch einmal in die reformierte Kirche gegangen sei. In dem Gehorsam gegen Gottes Wort verfielen manche auf bloße Buchstäbelei, wollten z. B. keinen Wochengottesdienst besuchen, weil es heißt: „Sechs Tage sollst du arbeiten." Eine Predigt sollte kein durchdachtes Produkt sein, weil Gott den Menschen durch „törichte Predigt" selig machen wolle. Vierstimmigen Gesang hießen viele ein Geplärr. Manche meinten, die Obrigkeit dürfe keinen Ehebruch u. s. w. bestrafen. Auf die Frage, ob ein Christ ein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfe, antwortete man natürlich mit „Ja" und „Nein". Zu viel machten viele aus ihren eigenen religiösen Übungen und betrachteten sich zu einseitig als die „kleine Herde" und alle andern als „Welt." Zu sehr betonte man die Märtyrerrolle. Daß sie nicht flüchten wollten, wurde ihnen mit Recht von den holländischen Brüdern verdacht. Manche Ansichten hätten sich natürlich anders gestaltet, wäre es ihnen erlaubt gewesen, ihre Grundsätze in gesunde Verbindung mit der allgemeinen Kulturwelt zu bringen.

Dazu kamen Streitigkeiten im eigenen Lager. Ob die Taufe in der Form der Benetzung oder Untertauchung zu vollziehen sei, — ob das Abendmahl am Tage oder Abends gefeiert werden müsse, bildete den Gegenstand hitziger Debatten. Eine traurige Spaltung unter den Gemeinden wurde aber im Jahre **1693** durch den Ältesten **Jakob Amman** herbeigeführt. Er verpflanzte die niederländischen Bannstreitigkeiten nach den stillen Tälern der Bernerlande und den Bergen der Jura, wohin namentlich von Basel aus viele Täufer verzogen waren. Er betonte die „Meidung" bis ins äußerste Extrem. Ehegatten sollten in der Art gemieden werden, daß sie von jedem Verkehr abgeschnitten wurden. Auf diese Weise wollte er den Tempel Gottes neu aufbauen; denn bis dahin hatten die Schweizer Täufer den Bann nur in der Art des Ausschlusses vom heiligen Abendmahl ausgeübt. Amman zog nun von Gemeinde zu Gemeinde, überall diejenigen mit dem Bann belegend, welche sich seiner Ansicht nicht fügten. Er führte auch die Fußwaschung und strenge Kleidervorschriften bei seinen Anhängern ein. Ebenso nahmen sie das Glaubensbekenntnis von Dortrecht vom Jahre 1632 an. Er gewann die meisten Gemeinden im Elsaß und auf dem Jura und viele im Emmental bei Bern. Hier aber leistete ihm ein Ältester Reist kräftigen Widerstand. Beide Teile standen so unversöhnlich gegen einander, daß sie nicht mit einander arbeiten noch überhaupt verkehren wollten. Amman erklärte wohl nach einigen Jahren, er sei zu scharf gewesen, aber der Riß ließ sich nicht mehr heilen. Mit ihrem strengen Bann verpflanzte auch er kirchliche Riten so weit ins bürgerliche Leben, daß die eigentlichen Grundsätze des Gemeindechristentums dabei sehr verletzt wurden. Manche dieser Überspanntheiten wären wohl milder zum Ausdruck gelangt, wäre der Bildungsstandpunkt der Täufer ein höherer gewesen.

---

# III. Ergehen im 18. Jahrhundert.

## 21.

**Das Recht der Gewissensfreiheit in einem christlichen Staat** wurde im 18. Jahrhundert in der republikanischen Schweiz in einer Weise bestritten, welche nach Jahr und Tag die radikale Verneinung desselben als ein fatales Übersehen der allgemeinen Menschenrechte erscheinen lassen mußte. Es konnten sich überhaupt in den damaligen staatlichen Einrichtungen die Wünsche des Volkes kaum irgendwie geltend machen. Die Verwaltung des Landes lag größtenteils in den Händen aristokratischer Familien. Das äußere Staatsinteresse beurteilte die religiösen Angelegenheiten. Da sollte nur derjenige Bürger wertvoll sein, welcher das Land mit blanker Waffe verteidigen wollte. Dessen weigerten sich die Täufer. Deshalb sollten sie vertrieben werden. Irgendwelche Stimmen, welche einen andern Gesichtspunkt vertraten, wurden ignoriert. Somit trieb eine einseitige Polizeiwirtschaft in der weiteren Verfolgung der Täufer Blüten, welche man um diese Zeit in einem protestantischen Lande nicht mehr suchen würde. Besonders die Berner Behörden machten sich mit den in ihrem Gebiet wohnenden 500 bis 1000 Täufer in einer Weise zu schaffen, als ob deren Dasein die schlimmste Gefahr in sich getragen hätte. Im Jahre **1695** war das **Grundgesetz** erlasseu worden, **daß die religiösen Anschauungen die Staatspflichten nicht hindern dürften.** Die Täufer ließen sich dadurch in ihren anders gearteten Überzeugungen jedoch nicht beirren. Die Unterbeamten empfanden aber auch oft keine Freude daran, sonst friedliche und fleißige Bürger kirchlicher Eigentümlichkeiten wegen gerichtlich zu belangen. Das brachte nun die Regierung in Bern gewaltig in Harnisch, und so wurden

im Jahre 1707 die alten Mandate neu aufgefrischt. Jährlich zu Martini soll über dieselben gepredigt werden. Diejenigen Gemeinden, welche die in ihrem Gebiet wohnenden Täufer der Obrigkeit nicht überliefern, sollen auf ihre Kosten Geiseln im Gefängnis unterhalten, bis sie das getan haben.

22.

**Die Täuferkammer.** Schon im 17. Jahrhundert waren die Verhandlungen der Regierungen bezüglich der Täufer so angewachsen, daß sie Spezialkomitees übergeben werden mußten. Aus diesen erwuchs in Bern ein stehender Ausschuß unter der Bezeichnung „Täuferkammer." Dieser ermittelte das Abnehmen oder Wachstum der Sekte, machte Vorschläge über deren Vernichtung, verwaltete das Vermögen der Vertriebenen und stellte eigene Beamte an, Täufer zu fangen oder davonzujagen. Schon im Jahre 1709 rühmte der Berner Rat, daß die Täuferkammer in letzter Zeit an 500 über die Grenze geschafft habe. Was die Regierung förmlich rabiat gegen die Täufer machte, war der Umstand, daß viele derselben auch jetzt noch ihre Urfehde brachen. Sie entschuldigten sich dann damit, daß sie zu ihrem Versprechen gezwungen worden waren. Erwägt man, daß viele der Vertriebenen Weib und Kind zurück ließen, alle aber Verwandte und Gemeinde, so erscheint ihr Schwanken besonders noch in Anbetracht der dem Schweizer angeborenen Heimatliebe sehr entschuldbar. So dachte auch das gewöhnliche Volk. Fast jeder half den Täufern, sich der Regierung zu entziehen.

Die Täuferkammer kam schließlich auf den Gedanken, die Täufer an einen Ort zu schaffen, von wo aus ihre Rückkehr unmöglich sei. Die Gefängnisse waren überfüllt, und die bloße Landesverweisung lieferte nicht das gewünschte Resultat. Man geriet auf den Plan einer Deportation der Gefangenen nach Ostindien. In jene wilde Fremde

sollten stille Bürger verschickt werden, weil sie sich nicht den Dogmen und Einrichtungen der Staatskirche fügen wollten. Die Sache erwies sich jedoch als undurchführbar. Günstiger erschien eine Verschickung derselben nach Amerika. Dort wohnten ja schon einige ihrer Glaubensgenossen. Es gelang der Täuferkammer, mit einem gewissen Herrn Ritter ein Abkommen zu treffen, wonach er an 100 Gefangene nach Carolina bringen wollte. Die Kosten sollten aus dem den Täufern bereits abgenommenen „Täufergut" bezahlt werden. Die Reise mußte den Rhein hinab gehen zu den niederländischen Häfen. Um sie dort einschiffen zu können, wurde der dortige schweizerische Gesandte angewiesen, bei der niederländischen Regierung um freien Durchzug der Deportierten einzukommen.

23.

**Die niederländischen Mennoniten und die Generalstaaten intervenieren.** Erstere hatten schon seit einiger Zeit von ihren verfolgten Glaubensgenossen Nachrichten erhalten, welche sie sehr beunruhigten. Man schrieb ihnen, wie die Regierung befehle, daß die Kinder von ihren Eltern, und Geschwister unter einander Anzeige machen sollten; daß Freunde und Nachbarn einander vertreiben müßten; daß alte Leute bei großer Kälte ins Gefängnis geschleppt würden, und daß hier die Gefangenen an Ketten liegen müßten, und daß sie ihr Vermögen einbüßten. — Solche Nachrichten wurden durch den in Bern seßhaften holländischen Gesandten Runkel bestätigt. Wiederum ging eine große Bewegung durch die niederländischen Gemeinden. Man hielt Konferenzen ab und sann auf Mittel, den Verfolgten zu helfen. Eine Kommission machte der Regierung Vorstellungen, sie solle doch die Deportation der Täufer nicht gestatten und sich nochmals in Bern für die Bedrängten verwenden.

Und wirklich, die Generalstaaten nahmen den mißlichen Punkt noch einmal auf. Zunächst schlugen sie dem bernischen Gesandten die betreffende Bitte rundweg ab, so sehr sich dieser auch bemühte, die Sache in einem günstigen Lichte darzustellen. Sodann aber reichten sie bei der Berner Regierung eine Vorstellung ein, welche eine förmliche Schutzschrift für die Mennoniten bildet. Sie sagten darin, daß diese treue und fleißige Untertanen seien, die Obrigkeit anerkennen und ehren; daß sie durch ihre Geldbeiträge den Staat tragen helfen, und daß ihr Manneswort einem Eide wohl gleichkäme. Darum wird die Berner Regierung gebeten, ihre Täufer doch nicht einzukerkern, oder auf die Galeeren zu schicken, oder mit dem Tode zu bedrohen. „Wohl halten wir," sagten sie wörtlich, „das reformierte Bekenntnis für die beste und wahre Religion und wünschen, die Mennoniten möchten sich ihm anschließen, aber das sollte doch aus Überzeugung und nicht aus Zwang geschehen. Es ist hartherzig, jemanden seines Glaubens wegen zu verfolgen, in welchem er seine Seligkeit zu finden hofft. In religiöser Beziehung muß doch jeder seiner Überzeugung folgen dürfen, wenn er sonst seinem Lande keinen Schaden zufügt. Und in dieser Hinsicht ist von Mennoniten wenig zu befürchten. Klagen wir nun darüber, daß unsere Gesinnungsgenossen in katholischen Ländern verfolgt werden, so dürfen wir Andersdenkenden doch nicht mit Härte entgegentreten."

24.

**Die niederländischen Mennoniten gingen in der Sache sehr energisch weiter.** Ehe die Verhandlungen mit Bern irgendwie zum Abschluß gekommen waren, sandte der Rat 56 Täufer den Rhein hinab. Von diesen ließ der Offizier 28 bei Mannheim ans Land steigen, weil sie alt und schwach waren. Die übrigen brachte er bis zur holländischen Grenze,

wo er sie auch freigeben mußte. Sie wurden hier von den dortigen Brüdern sehr liebevoll aufgenommen und verpflegt, da sie infolge der erlittenen Kerkerhaft kaum zu gehen vermochten Sie trugen lange Bärte und schwere Schuhe und waren in ihren religiösen Übungen sehr einfach. Die meisten waren verheiratet und sehnten sich nach Weib und Kind. Alle wanderten zurück nach der Pfalz, wo sie dieselben schon vorfinden oder hinkommen lassen wollten. Die holländischen Brüder sandten ihnen ansehnliche Unterstützungen. Ein gewisser Brechtbühl vermittelte die Verteilung derselben.

Um aber ihren Bemühungen für die in der Schweiz Verfolgten rechten Nachdruck zu geben, ließ die mennonitische Kommission drei der den Rhein hinab gesandten Täufer nach Amsterdam kommen und stellte sie ihrer Regierung vor. Diese erteilten derselben über ihre erlittene Unbill Bericht und bezeugten ihre Willigkeit, einer christlichen Obrigkeit zu gehorchen, welche ein Recht habe, Abgaben zu verlangen und das Böse zu bestrafen; ebenso daß sie selbst keinen Eid schwören könnten, es aber natürlich fänden, wenn ihr gebrochenes Wort wie ein Meineid bestraft würde; ferner seien sie gerne bereit, für ihre Protektion Abgaben zu bezahlen und in Kriegsfällen an den Befestigungen zu arbeiten. Es ließ sich nun die holländische Regierung noch einmal veranlassen, den Berner Rat zu bitten, er möge doch den Täufern genügend Zeit geben, ihr Vermögen zu verkaufen und mit demselben das Land zu verlassen. Aber der Gesandte Runkel fand wenig Entgegenkommen. Man zeigte sich in Bern über das Verhalten der Holländer in dieser Sache verstimmt und verschnupft und wollte nicht eingestehen, daß man gegen die Täufer einen Fehler begangen habe. Runkel aber überzeugte sich davon, daß die Berner Beamten über diese ganz irrige Vorstellungen hegten, sie für Münstersche Rotten hielten und blindlings alles das

glaubten, was ihnen von den Feinden der Täufer vorgetragen worden war. Er riet daher, man solle die in Holland erschienenen mennonitischen Schriften ins Deutsche übersetzen und in der Schweiz verbreiten, meinte aber schließlich, die Täufer sollten besser samt und sonders auswandern und sich in Gottes Namen eine neue Heimat suchen.

**Eine Massenauswanderung** Berner Täufer bildete einen gewissen Schlußpunkt der Verhandlungen der niederländischen Mennoniten zu Gunsten ihrer bedrängten Glaubensgenossen. In lebhaftester Weise interessierte sich ihre Kommission dafür, diesen zu einer neuen Heimat zu verhelfen. Man fragte nur: wohin? Der König von Preußen hatte sich auch bewegen lassen, in Bern für die Täufer einzutreten und bot diesen nun sein Land als Zufluchtsstätte an. Dorthin aber zog es sie nicht, weil dort eben die Pest gehaust hatte. Somit blieb die Kommission bei Holland stehen, und auf behufs Beratungen in dieser Hinsicht zusammen gerufenen Konferenzen wurde beschlossen, die Täufer in der Schweiz zu sich einzuladen. Man schätzte deren Zahl auf 500 Gemeindeglieder. Ein Spezialkomitee wurde geschaffen, um die Sache zu betreiben. Dieses sammelte zunächst 50,000 Gulden. Sodann ersuchte sie den niederländischen Gesandten in Bern, die dortige Regierung zu bitten, alle gefangenen und freien Täufer mit ihrem Vermögen abziehen zu lassen und auch dem etwa reformierten Teil einer Familie hierzu Erlaubnis zu geben. Und richtig, es gelang dem Gesandten **Runkel**, den Berner Rat zu einer Proklamation zu bewegen, wonach alle Täufer binnen der nächsten drei Monate ungehindert fort zu ziehen die Freiheit haben sollten. Im März **1711** wurde dies Edikt erlassen.

Und die Auswanderung ging richtig vor sich, wenn auch unter großen Schwierigkeiten. Diese ergaben sich daraus, daß der Gesandte nur mit Mühe passende Männer unter den Täufern zu finden vermochte, welche ihm bei

Anfertigung der nötigen Listen u. s. w. zu helfen fähig waren; sodann aus dem Umstande, daß die Täufer der Regierung lange nicht trauten; ferner daraus, daß die Reist'schen nicht mit wollten und endlich aus der fatalen Weigerung vieler Täufer, zu versprechen, nie mehr zurück zu kehren. Das aber war ein Hauptpunkt bei der Regierung. Runkel unterzog sich vieler Mühe in der Sache und hatte mit manchen kurzsichtigen und eigensinnigen Täufern viel Geduld. Er bewog scheint's doch den größten Teil der Täufer, sich dem Auswanderungsprojekt anzuschließen und so verteilten sich dieselben in Basel auf vier Schiffen und schwammen den Rhein hinab. An 300 Personen saßen da auf ihren Ballen und Kisten und nahmen unter vielen Tränen Abschied von der geliebten Heimat. Nur mit Mühe verhinderte es Runkel, daß ihm nicht gleich bei den ersten Haltestellen einige absprangen und zurück gingen. Am 3. August 1711 brachte er die Gruppe richtig nach Amsterdam, wo sie von den holländischen Brüdern freundlich in Empfang genommen wurden und zunächst den Gegenstand des Interesses der ganzen Stadt bildeten. Die betreffenden Listen befinden sich noch heute im Archiv der Amsterdamer Gemeinde. Runkels und der holländischen Brüder Bemühungen um die Schweizer Täufer bilden einen Lichtpunkt in der Geschichte unserer Gemeinschaft.

26.

**Die Ansiedlung dieser 350 Täufer in Holland** bildet ein recht interessantes Stück in ihrer Geschichte. Sie erwogen wohl den Gedanken, nach Ostpreußen zu ziehen, aber die dorthin gesandten Delegaten brachten keine günstigen Berichte zurück; somit gingen nur einige Familien dorthin ab. Die andern fanden in Groningen, Kanopen, Deventer und anderen Orten ein Unterkommen und gründeten hier eigene deutsche Gemeinden, welche durch spätere Nachzügler

aus der Schweiz verstärkt wurden. Die Vertauschnug der alten Sitte und Lebensweise mit der neuen holländischen führte natürlich zu peinlichen Verhandlungen, unter welchen junge und alte zu leiden hatten. So erzählt einer aus jener ersten Zeit in Holland, wie er seinen Vater nur in der alten Tracht, mit langem Bart, Riemen an den Schuhen, und Haften und Haken an den Kleidern kennen gelernt habe. Als er selbst sich während seines Aufenthalts außerhalb des väterlichen Hauses landesüblich zu kleiden begann, einsehend, daß die Frömmigkeit nicht im Kleiderschnitt stecke, sei er bei seinem ersten Besuch daheim mit heißen Tränen empfangen worden, weil man ihn nun für stolz und hochmütig angesehen und darum für ewig verloren betrachtet habe. Am stärksten war die Gemeinde zu Groningen; bis ins 19. Jahrhundert erhielt sich hier die deutsche Sprache. Beim Gottesdienst sang man aus dem „Ausbundt," indem Zeile für Zeile vorgesagt wurde. Das Gebet verrichtete man knieend; die Taufe durch Besprengung; die Abendmahlsbecher waren von Holz. Mit großem Interesse und —Neugierde wohnten viele Holländer diesen Gottesdiensten bei. Eine ganze Reihe dieser nach Holland geflüchteten Familien sind hier im Laufe der Zeit zu hohem Ansehen gelangt.

27.

**Eine grausame Verfolgung aller noch dagebliebenen Täufer** war aber jetzt die bestimmte Politik der Berner Regierung. Im Züricher Gebiet scheinen dieselben so nach und nach vertrieben worden zu sein; dasselbe Ziel steckte man sich in Bern. Weil so an 100 Familien die Offerte von 1711 nicht benützt hatten, sollten sie einfach gewaltsam fortgeschafft werden. Ein strenges Edikt nach dem andern wurde gegen sie erlassen. Sie sollten alle gefänglich eingesperrt werden, namentlich auch die Frauen, weil sie den schlimmen Irrtum auf die Kinder vererbten. Auf die Einbringung

der Täufer setzte man hohe Belohnungen, — so auf eine Frau 15 Kronen; einen Mann 30; einen Lehrer 100. Boshafte Strolche wurden unter der Bedingung aus dem Gefängnis entlassen, daß sie auf die Täuferlehrer Jagd machen würden. Keiner sollte in seinem Hause oder „hinter dem Gräbli“ Versammlungen abhalten. Gemischte Ehen wurden aufgelöst. Ein Mann mußte 300 Taler zahlen, weil er seine Frau, welche zu den Täufern gehörte und vertrieben worden war, wieder beherbergt hatte. Ohne Mitleid trieb man solche über die Grenze und drohte, sie mit Ruten auspeitschen zu lassen, falls sie zurückkehren würden. Reformierte Eltern mußten ihre Kinder enterben, wenn diese zu den Täufern übergingen. Alte Leute wurden in die Spinnstuben gesteckt, damit „so ein armes Menschli“ seinen Glauben nicht weiter verbreiten könnte. Zurückgekehrte und wieder eingefangene Täufer wurden zur Galeerenstrafe verurteilt, so im Jahre 1715 vier und 1718 auch vier. Sie steckten hier unter sehr rohem Gesindel, — wurden jedoch auf Verwendung der niederländischen Regierung wieder frei gegeben. In Haft befanden sich an 40 um diese Zeit. Ein wahrhaft blinder Fanatismus gegen die armen Leute scheint die Behörden in Bern beseelt zu haben. Pastoren und Amtleute nahmen sich der Verfolgten an; letztere weigerten sich, sie einzufangen und abzuliefern. Die Regierung stellte nun sogenannte „Täuferjäger“ zu diesem Zweck an — heruntergekommenes Gesindel — die mit jedem Fang ein schönes Stück Geld verdienten, in den Wohnungen der Täufer aber auch entsetzlich hausten; Kammern und Räume aufrissen, die Betten u. s. w. durchstachen, um besonders einen — Täuferprediger zu erwischen. Das den Täufern abgenommene Geld belief sich mit der Zeit auf große Summen. Viel davon wanderte in die Taschen der Beamten; anderes wurde verwendet, um Schulhäuser, Kirchtürme, Kirchenglocken damit zu bauen und anzuschaffen, — dann auch die Täuferjäger daraus zu belohnen.

28.

**Eine solche Intoleranz vermochte sich nicht auf die Dauer zu halten.** Die immer breiter sich Bahn brechenden Ideen auf dem Gebiet der Theologie und der Politik mußten hier endlich aufräumen. So protestierten die reformierten Geistlichen sehr energisch gegen die Anwendung der Galeerenstrafe. Sie wiesen darauf hin, daß die Gefangenen da leiblich und geistlich verkommen müßten. Gott hätte aber auch der Gewalt der Obrigkeit Schranken gesetzt. Ihm hat es gefallen, meinten sie, diese irrenden Leute diesem Lande gleichsam als einen Pfahl ins Fleisch zur Züchtigung zu geben. Darum solle die Regierung nicht zu Mitteln greifen, welche die armen Leute dem Verderben, die reformierte Kirche aber dem Gespött ihrer Feinde überliefern müßten.

So wurde schon um die Mitte des Jahrhunderts der Gegensatz gegen die Freikirchlichen schwächer und am Ende desselben brachten die aus Frankreich herein flutenden modernen Toleranzansichten neue Zeiten. Der Umsturz der alten Dinge fegte alle die klugen Gutachten der bezopften Herren in den Papierkorb und schuf Verhältnisse, in welchen sich die in der Reformation ruhenden Forderungen von Gewissensfreiheit allseitig herausgestalten konnten und zu einer richtigen Trennung von Kirche und Staat führten. In der neuen helvetischen Verfassung vom Jahre 1798 hieß es: „Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt und jede Art von Gottesdienst ist erlaubt, wenn er die öffentliche Ordnung nicht stört. Im Jahre 1799 erschien sodann ein Duldungsgesetz aller Religionsmeinungen, welches allen Verfolgungen gegen die Täufer ein Ende machte, ja sogar den Ausgewiesenen die Rückkehr erlaubte und die alten Bürgerrechte zusicherte. Mit Recht konnten sie sich als Pioniere des gesundesten modernen Fortschrittes, — die Gewährung der Religionsfreiheit, ansehen, in dessen richtiger Ausnützung einem Volke nur Segen erblühen kann.

# IV. Ergehen im 19. Jahrhundert.

29.

**Die Verbreitung der Täufer** war im ganzen nur eine geringe zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Im Kanton Zürich fanden sich nur noch vereinzelte, — keine ganzen Gemeinden mehr, so daß sich derselbe mit Behagen als „Täuferfrei" bezeichnen konnte. Auch um Basel herum hatten sich nur einige kleine Gemeinden zu erhalten vermocht, welche zu Grenzach, Binningen und „auf dem Blauen" ihre Versammlungen abhielten. Bern, und zwar das Emmental bei Langnau, bildete den Hauptsitz der an Zahl sehr reduzierten Gemeinden. Neben diesem hatte sich dann im Laufe des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Gemeinden auf den Jurabergen, westlich von Biel, zu entwickeln, und wirtschaftlich und kirchlich empor zu arbeiten vermocht. Nach alten Traditionen hatte man hier auf den öden Berghöhen schon um 1555 Täufer gefunden, welche von toleranten Gutsbesitzern gelitten und geschützt wurden, was später immer mehr Flüchtlinge aus Bern in diese Gegend zog. Westlich von Biel wurde das Land Stunden weit von ihnen besiedelt und durch harte Arbeit unter Kultur gebracht, ja, man kam zu einem bescheidenen Wohlstand. Das reizte auch hier den Neid der einheimischen Bevölkerung und diese beschwerte sich bei der Obrigkeit, daß die Täufer das Land aussaugten. Dieses Gebiet gehörte dem römischen Fürstbischof von Basel und dieser verfügte 1733 ihre Ausweisung. Die Sache blieb jedoch auf dem Papier stehen und sein Nachfolger nahm sie sogar kräftig in Schutz. Die meisten trieben Landwirtschaft und die Weberei; auch ihre Lehrer. Diese reisten gelegentlich als Webergesellen und Tuchhändler den Rhein hinab bis nach Mähren und suchten nach Art der alten Waldenserapostel ihre Glaubensgenossen auf. Ihre äußere Sicherheit ließ auch ihr kirchliches Leben zu einer ge-

wissen Selbständigkeit kommen. In eignen Schulen pflegten sie die deutsche Sprache unter einer französischen Bevölkerung. Ihre Versammlungen hielten sie bis in die neuere Zeit herein in Privathäusern ab. Sonnenberg bei Dachsfelden wurde eine Art Mittelpunkt ihrer Ansiedlung. Man rühmte ihre freundlichen Gehöfte, ihr offenes, frommes Wesen. Ihre Diener am Wort nahmen sich der Gemeinden in Elsaß und auch im Emmental an. Am Ende des 18. Jahrhunderts fing die junge Bevölkerung an auszuwandern, was das kirchliche Leben der Gemeinden schwer schädigte.

30.

**Unerwartete Schwierigkeiten** traten für die Täufer namentlich zu Bern, ein, als diese gemäß den erlassenen Toleranzedikten als eine eigene Kirche sich bauen wollten und diesen Punkt der Regierung vorstellten. Diese wollte sie wegen ihrer guten Moralität ruhig wohnen lassen, sie dabei aber doch der Staatskirche teilweise eingegliedert wissen. Wie es radikal anders gehen sollte, war den Beamten ein Rätsel. Nach ihrer Auffassung war die Taufe in erster Linie ein bürgerlicher Akt; denn mit derselben war die Bescheinigung des Heimats- und Bürgerrechts verbunden. Die Schule war Staatsanstalt, welche die Kinder mit den fürs bürgerliche Leben notwendigen Kenntnissen versehen sollte. Die Einsegnung der Ehe enthielt die Zusicherung auf die betreffenden Vermögensrechte. Die Bescheinigungen dieser Riten wurden von Staatsgeistlichen ausgestellt. Nun aber bat der Vorstand der Gemeinde im Emmental 1810 um die Gewährung einer eigenen kirchlichen Einrichtung. Ihre Prediger und deren Amtshandlungen sollten auch staatliche Anerkennung finden. Das verblüffte die Regierung und in der ihm erteilten Antwort werden die Täufer zuerst als anmaßend verurteilt — daß sie sich für inspiriert halten, sich für die allein vollkommene Kirche ansehen wollen, volle Gewissensfreiheit beanspruchen u. s. w. Sodann wird

ihnen zu erwägen gegeben, wohin es führen würde, wenn irgend eine Sekte von demjenigen befreit sein wolle, was gegen sein sogenanntes „Gewissen" gehe und ihre eigenen Prediger anzustellen das Recht hätte neben den vom Staate beeidigten Pastoren. Ja, ihnen wird vorgeworfen, daß sie noch auf dem aufrührerischen Boden ihrer Vorfahren im 16. Jahrhundert stünden, von dem sich ihre niederländischen Genossen längst losgemacht hätten; darum ginge es diesen so gut. Es heißt dann ausdrücklich, daß die kirchlichen Riten auch bürgerliche Ordnungen sind, deren Vorteile die Täufer ihren Kindern nicht nehmen dürften. So wurden denn auf Befehl der Regierung die seit Jahren ungetauft gebliebenen Kinder der Täufer i. J. 1811 getauft, 27 an der Zahl. Die Tradition hielt noch lange den Umstand fest, daß diese in abgerissenen Kleidern zu diesem Ritus erschienen waren. Ebenso verfügte die Regierung, daß von nun an alle Kinder der Täufer von den Staatsgeistlichen getauft und ihre Brautpaare von ihnen eingesegnet werden sollten. Sie könnten sie später ja noch einmal taufen, — hieß es; — und vom Abendmahl könnten sie ja wegbleiben. Ganz offen gab also die Staatskirche ihren Anspruch auf die Würde einer apostolisch gearteten Institution preis und fiel damit der Verachtung anheim.

31.

**Solche Zwangsmaßregeln ließen sich jedoch nicht mehr durchführen.** Die Täufer verharrten in ihrem alten, passiven Widerstande, und so mußten ihre Kinder durch die Polizei zur Taufe und später zum Konfirmationsunterricht abgeholt werden. Das war für die Pastoren ein unerquicklicher Umstand, und sie wünschten andere Einrichtungen. Dazu kam, daß das Juragebiet an Bern überging und die dortigen Täufer ihre weitgehenden Sonderrechte behalten wollten, und nun die Gemeinde im Emmental erst recht nicht auf weniger Anspruch machte.

Allen Ernstes plante nun der Rat, eine besondere Täuferordnung zu erlassen, stand dann aber davon ab, um der Sekte nicht zu viel Wichtigkeit beizumessen. Nach manchen zeitweiligen Anordnungen setzte er 1820 folgende Verfügungen fest: Die Täufer müssen dem reformierten Ortspfarrer die Geburt ihrer Kinder, die Namen ihrer Lehrer und Abendmahlsglieder zur Registrierung anmelden; ebenso ihre Ehen beim Ortsgericht; dann dürfen sie von ihren eigenen Geistlichen eingesegnet werden. Statt des Eides soll der Handschlag genügen. Einer einem Täufer aufgelegten Vormundschaft darf er sich nicht entziehen. Zeit und Ort ihrer Versammlungen müssen der Obrigkeit bekannt sein. Der Militärdienst darf durch Ersatzmänner geleistet werden. Wer zu ihnen übertritt, soll den alten Staatsgesetzen unterworfen bleiben. Mit diesen Verordnungen war die Täufergemeinschaft als eine vom Staate privilegierte religiöse Genossenschaft anerkannt.

Insonderheit ließ auch die mehr und mehr massenhaft sich entwickelnde **Auswanderung** der Täufer das argwöhnische Interesse an ihrem Bestande matter werden. In dieser Hinsicht vollzog sich bei den Gemeinden eine radikale Umwälzung. Den alten, auf ihren stillen Bergen und abgelegenen Tälern aufgewachsenen Täufern war ja das Verlassen ihrer romantischen Heimat ein unerträglicher Gedanke gewesen, aber nachgerade war man in Verbindung mit den neuen Zeitideen anderer Ansicht geworden. Man hörte auch viel Günstiges über die fremden Länder, wohin schon manche Genossen ausgewandert waren. Auch die eingeräumte Freiheit, sein Gut verkaufen und sein Vermögen mitnehmen zu dürfen, erleichterte die Auswanderung. Schon seit etwa 1750 suchte sich der Überschuß der Bevölkerung vielfach in der Pfalz eine neue Heimat, oder auch im Elsaß und in den Niederlanden; — immer zahlreicher strebte

man aber bald der neuen Welt zu. Schon um 1718 finden sich ja Schweizer Mennoniten in Lancaster Co., Pa. Später ging man dann in ganzen Gruppen übers Meer, welche in Amerika eigene Gemeinden bilden konnten. Ja, im 19. Jahrhundert schien die Zahl der Auswanderer die der Dableibenden oft zu übersteigen. So wanderte z. B. im Jahre 1817 ein gewisser Schrag aus dem Münstertal aus als Führer einer Anzahl von Familien, welche sich in Wayne County, Ohio, niederließen, mit Familiennamen wie Kirchhofer, Althaus u. a. Auch aus dem Juragebiet zogen viele fort mit Namen wie Amstutz, Sprunger, Lehman, Moser 2c., die sich bei Bluffton, Ohio, und Berne, Indiana, niederließen. Viele derselben gehörten der amischen Richtung an.

32.

**Eine tiefgehende Verwirrung** entstand in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in den Gemeinden durch einen Kandidaten der Theologie der Landeskirche, Namens Fröhlich, welcher von derselben ausgestoßen worden war und nun eine neue Richtung in Fluß brachte, welche an Selbstbewußtsein alle andern übertraf. Er erklärte das Papsttum für das erste Tier aus dem Abgrund und die Reformation für das zweite. Bei einem Besuch im Emmental zum Predigen aufgefordert, machte er einen tiefen Eindruck auf die Leute, obschon er auf Befehl der Obrigkeit bald fortzugehen hatte. In der Gemeinde befand sich eben manches in abgelebten Verhältnissen, und so war hier ein günstiges Feld für gesunde und ungesunde Neuerungen. Fröhlich schickte seine Wortführer hin, und zwei ihrer Prediger, Gerber und Baumgartner, ließen sich durch diese so imponieren, daß sie sich auch von der Gemeinde trennten und unter sich selbst das heilige Abendmahl feierten, um auf diese Art die apostolische Salbung zu gewinnen. In abendlichen Zusammenkünften wirkten sie

für ihre Separation. Fröhlich sandte ihnen schließlich einen von ihm verordneten Bischof, einen jungen Menschen von 21 Jahren, welcher sie alle für geistlich tot erklärte, so lange sie nicht die Untertauchungstaufe erhalten hätten. Und selbst die bejahrten Diener am Wort ließen sich von seinen kecken Reden veranlassen, ihm zu folgen und durch eine nochmalige Taufe der neuen Richtung beizutreten. Eine ansehnliche Zahl aus ihrer Gemeinde und der reformierten Kirche schloß sich ihnen an. Die Fröhlichianer oder Neutäufer behaupten die allein wahre Gemeinde zu sein.

An der Spitze ihrer Gemeinden stehen Älteste; lehren aber darf jedermann. Sie halten viele Versammlungen und in diesen erklingt der Ruhm der eigenen Erfahrungen. Der Obrigkeit zahlen sie Steuern, sonst aber wollen sie nichts für sie tun, was sie bezüglich Wehrpflicht in Schwierigkeiten bringt. Für ihre Kinder haben sie eigene Schulen. Sonst findet sich manches Überspannte in ihren Ansichten. Alle andern Christen erklären sie für Welt. Trotzdem gewannen sie allgemeine Sympathie und nur mit Mühe retteten die Ältesten aus den Jurabergen, den größten Teil der Gemeinde vor einer Vermischung mit ihnen. Allen Schweizergemeinden aber zeigte diese Bewegung, daß auch in unserer Gemeinschaft neben der Betonung des Subjektiven, feste kirchliche Ordnungen nötig sind, — freilich auch, daß eine allseitige Pflege christlichen Lebens nicht vernachläßigt werden darf.

33.

**Das religiöse Leben** dieser Gemeinden befand sich überhaupt um 1850 in einem gesunkenen Zustande. Die vielen Auswanderungen trugen dazu bei, die Mängel zu übersehen. Man wollte ja am Ende auch bald fort. Manche schlossen sich auch der reformierten Kirche an und kamen hier oft zu Ansehen und Stellung. Um 1850 zählte die Gemeinde im Emmental an 200 Glieder; auf dem Jura waren etwa

doppelt so viel, in mehrere Abteilungen, „Kehre" genannt, geteilt. Eine kleine Gemeinde befand sich noch bei Basel. Die Prediger wurden durchs Los erwählt und hielten gemeinschaftliche Beratungen ab. So berichtete ein Besucher aus Süddeutschland von ihnen. Er sagt dann weiter: Die Taufe wird meistens an den Kindern nach ihrer Entlassung aus der Volksschule vollzogen — nach eigenem kurzen Unterricht. Das Abendmahl feiert man um Ostern. Bei den meisten Gliedern findet sich noch die alte Einfachheit in Kleidung und Lebensweise und namentlich die Prediger tragen lange Bärte. Wahres christliches Leben ist wenig vorhanden; man hängt matt an den alten Formen. Ein sehr verdienstvoller Führer der Gemeinde im Emmental war **Ulrich Steiner**. Er diente ihr 45 Jahre als Ältester und starb 1877. Er hatte in seinen jüngeren Jahren die schweren Wirren durchzumachen, welche durch die Fröhlichianer entstanden. Seine eigene Schwester trat zu ihnen über, ohne daß dadurch das geschwisterliche Band mit ihm zerriß. Steiner verstand es, kirchliche Festigkeit mit einem versöhnlichen Auftreten Andersdenkenden gegenüber zu verbinden. Er verglich die verschiedenen Glaubensgemeinschaften mit einem großen Blumengarten, wo die eine Blume die andere an Farbe und Geruch übertreffe. Manche seiner eigenen Erfahrungen hat er in einem kleinen Heftchen: „Angenehme Stunden in Zion" beschrieben.

34.

**Gegenwärtig** befinden sich diese Gemeinden im Ganzen in einem Zustande erfreulichen Wachstums. Passende Versammlungshäuser haben in letzter Zeit errichtet werden können, so besonders 1892 zu Kleintal auf dem Jura. Da gedachte man der Zeiten, wo sich Emmentaler und Basler Täufer hierher geflüchtet hatten und bei der Einweihung drückte auch der französische Ortspfarrer seine Freude darüber aus, daß die Zeit vorbei sei, wo die verschiedenen Denominationen ein-

ander nur bekämpft hätten. Sonst ist die Lage der Gemeinden auf dem Jura nachgerade kümmerlich geworden. Sie wohnen zerstreut unter den Katholiken, müssen ihre Kinder in deren französische Schule schicken und verlieren manche an diese. Eigene Versammlungen können sie meistens nur jeden dritten Sonntag halten und da fehlt es ihnen sehr an vorgebildeten Kräften. Günstiger gedeiht die Gemeinde im Emmental, der sich in den letzten Jahren sogar einige aus der Landeskirche angeschlossen haben. Sie hat sogar eine Sonntagschule eingerichtet, was guten Anklang findet. Im Ganzen finden sich gegenwärtig in der Schweiz acht Gemeinden. „Der Zionspilger" ist ihr Organ. Ihre Ältesten halten gemeinschaftliche Beratungen ab. Mit den kleinen Gemeinden im Elsaß stehen diese in guter Fühlung. In Bezug auf Mission haben sie sich an die amerikanische Allgemeine Konferenz der Mennoniten angeschlossen. Sie alle halten noch an der Verweigerung des Kriegsdienstes fest; dagegen üben sie freiwillige Krankenpflege in der Armee — aber mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß das ein Liebesdienst und nicht ein Kriegsdienst sein soll.

35.

Ein **Überblick** über die Geschichte der Schweizer Täufer zeigt uns, daß eine besondere kirchliche Richtung ohne ein gewisses Maß von bürgerlicher Freiheit nicht gedeihen kann. Es fehlte den Gemeinden Jahrhunderte lang an den nötigsten Mitteln der Selbsterhaltung. Ohne eigene Schulen, ohne eine eigene Literatur, ohne einen Gesamtverband vermochte die kirchliche Tätigkeit über ein mühsames Ringen um die bescheidenste Existenz nicht hinaus zu kommen. Somit fehlt hier jede Weiterbildung und Ausgestaltung der alten Traditionen in wissenschaftlichen Schriften oder kirchlichen Anstalten. Jahrhunderte lang

hat es im Schoße der Gemeinden keine universitätlich gebildete Kraft gegeben.

2. Und doch, trotzdem man von literarischen Resten der alten Zeit und passenden Sachen der andern Kirchen zehren mußte — nur in Basel erschienen Bruchstücke des Märtyrerspiegels und einige Auflagen des „Ausbundt"— haben diese Gemeinden in ihrem einfachen, frommen, streng sittlichen Leben den Kernpunkt des Christentums oft in recht rühmenswerter Weise herausgestaltet, wenn auch ihre Gesetze über Kleiderschnitt u. s. w. manche unrichtige Engherzigkeit an sich trugen. Die Volksschriften eines Pestalozzi, Zschokke und Jeremias Gotthelf zeigen, wie sittlich roh uud verkommen ihre Umgebung war. Bei vielem Mangel an passenden Einrichtungen brachten es die Täufer doch fertig, ihre jungen Leute meistens sittlich unbefleckt dem Anschluß an die Gemeinden entgegenzuführen und sie beim väterlichen Bekenntnis zu erhalten.

3. Die Geschichte des Täufertums in der Schweiz liefert einen wichtigen Beitrag für eine Geschichte der Entwicklung der Toleranzidee. Wie inkonsequent eine Republik handeln kann, ist hier zu lernen. Namhafte Stimmen sind hier aber auch von Zeit zu Zeit für die Täufer aufgetreten und haben ihre staatliche Duldung beantragt. Insonderheit haben sich Gelehrte aus der reformierten Kirche um die wissenschaftliche Bearbeitung ihrer Geschichte verdient gemacht, — so besonders Ernst Müller, Pastor zu Langnau. Er spricht sich auch offen dahin aus, daß der Ursprung der Täufer in den alten Bruderschaften des Mittelalters zu suchen sei, und daß ihre eigene Benennung „altevangelische Gemeinden" als ganz zutreffend angesehen werden müsse. Noch heute, meint er, ruht ihre Stärke in ihrer Geschichte, und es ist einer ihrer mißlichen Züge der Gegenwart, daß ihnen eine umfassende Kenntnis derselben so allgemein abhanden gekommen ist.

# Das Täufertum in Mähren.

## 1.

**Eine Zeit bitterster Verfolgung** hatten die nach Mähren geflüchteten Täufer um die Mitte des 16. Jahrhunderts, von 1548—1554, durchzumachen. Kurz vorher hatten sie eine kleine Ruhepause genossen und während derselben waren viele ihrer Genossen aus der Schweiz und dem südlichen Deutschland hierher, als in das „gelobte Land", geflüchtet. Nikolsburg, Austerlitz, Aspitz, Kroman u. s. w. waren ihre Hauptsitze. Ja über die ganze südwestliche Ecke Mährens, an der Thaya und March gründeten sie ihre Bruderhöfe und im Jahre **1546** zog sogar eine Gruppe in Ungarn hinein und legte hier bei Sobotisch eine Niederlassung an, die sehr günstig emporblühte. Der Vorstand der Gemeinden wagte es sogar, im Jahre 1545 dem mährischen Landtag eine Bittschrift zu überreichen, in der sie sagten, sie glauben, Gott hätte sie in dieses Land geführt; sie möchten ihm hier bloß nach erkannter Wahrheit dienen; in keiner Weise schmälern sie den andern Einwohnern den Verdienst; denn sie wohnten nur an 21 Orten und zählten an 2000 Seelen. Sie wiesen darauf hin, daß Gott die Regierung segne, welche mit seinem Volk Mitleiden hat und meinten, Mähren liefere hievon ein Beispiel, weil es ja bis jetzt von den Türken noch nicht durchstreift worden sei. Und die mährische Obrigkeit hätte sie auch wohl schützen mögen, weil sie das Einkommen vieler Grundherren mehrten, aber der fanatische König Ferdinand drang auf immer schärfere Maßnahmen gegen diese ihm so verhaßten Ketzer und so wurden mit dem Jahre 1548 eine Reihe brutaler Verfolgungen gegen sie in Szene gesetzt. Mitten in der kältesten Winterszeit jagten rohe Soldaten

sie aus ihren Häusern, richteten Galgen vor denselben auf und drohten, jeden dranzuhängen, welcher noch eine Stunde da bleiben würde. Ihrer Habe beraubt, mußten die Ärmsten oft in finstrer Nacht mit ihren Kindern, Greisen und Kranken über die March setzen und in die ungarischen Wälder zu entkommen suchen. Schlimmes Raubgesindel raubte manchen sogar ihre wenigen Kleider und das nötigste Bettzeug, so daß viele Kinder und Kranke den Strapazen erlagen. In Löchern und Höhlen suchte man ein zeitweiliges Obdach zu finden. Trafen sie mit den andern Einwohnern des Landes zusammen, so schrieen diese sie in der Regel an: „Ihr elenden Lütt, warum tut ihr nicht wie die andern? Wo ist nun euer Gott, daß er sich eurer annimmt? Seid ihr Narren, — man soll euch bei den Köpfen nehmen, hängen, recken, brennen und über die Klinge springen lassen!“ Einzelne vermochten sich auch bei toleranten Gutsbesitzern zeitweilig zu halten; manche flüchteten hin und her und entgingen so den Häschern; manche verließen auch die Gemeinde und traten zur römischen Kirche über; — bei den meisten gelang es aber den Ältesten und Dienern am Wort, ihren Mut aufrecht zu erhalten und dem Herrn und der Gemeinde die Treue nicht zu brechen. Eine Reihe von Familien wanderte nach Preußen aus.

2.

**Zeiten der Ruhe** traten dann glücklicherweise nach dieser Periode ein, so daß es heißt, die Täufer hatten in Mähren von 1554 bis 1565 ihre g u t e und von da an bis 1592 ihre g o l d e n e Zeit. Alle die alten Pachthöfe und Ländereien wurden wieder in Besitz genommen und neue hinzu erworben. Manche adligen Herrschaften nahmen sie mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen auf. Die mährischen Stände stellten dem König Maximilian vor, daß die Täufer sich lieber tot schlagen lassen würden als fortziehen, da sie ja nicht wüßten,

wohin sie sollten; daß sie aber dem Lande großen Nutzen brächten und — der ohnehin protestantenfreundliche Monarch ließ sie gewähren. Diese Duldung bewirkte bei ihnen eine vielseitige Entfaltung und Tüchtigkeit. Im Jahre 1588 lud sie der Grundherr von Levar an der March ein, auf seinen Ländereien sich anzubauen und so entstand hier ein besonderer Mittelpunkt in Ungarn. Auf ihren Höfen schuf sich ihre praktische Frömmigkeit eine anziehende Heimstätte. „Fleiß, Arbeitsamkeit, Nüchternheit", sagt Dr. Beck, „war diesen Haushaben" eigen. Still, ruhig schaffend, jeder Auflehnung feindlich, in Ackerbau, Gewerbe und der Kultur der Rebe wohl erfahren, waren sie den Grundherren willkommene Kolonen und Untertanen. Moore und Gestrüppe verschwanden in Kürze, wo ihre Hand zu Axt und Schaufel griff. Ihre Produkte — namentlich Messer, Linnen, Tücher — zählten zu den besten ihresgleichen im Lande. Ihre Sensen, Lederwaren, Haarsiebe galten für vorzüglich. Man stellte sie gern als Verwalter von Gütern und Mühlen an. Letztere verstanden sie vortrefflich zu konstruieren. Ihre Ärzte waren geschickt und weit gesucht. Sie richteten gute Bäder ein, wo der Adel des Landes gern weilte. Die Reinlichkeit, Zucht und Ordnung auf ihren Höfen und ihre Rechtlichkeit und Ehrlichkeit im Handel wurde sprichwörtlich. Nicht ohne Grund nannte man ihre Höfe „die Honigstöcke des Landes." Sehr vieles in diesem sozialen Aufschwung verdankte die Gemeinschaft tüchtigen Bischöfen und Führern. So war ein **Peter Riedemann** †1556 ein sehr begabter und energischer Apostel und Bischof. Er wirkte um 1540 in Hessen und gründete hier mehrere Bruderhöfe, lag oft im Gefängnis und leitete dann die Gemeinde während ihrer großen Verfolgungszeit. Er hinterließ eine Reihe gediegener Lieder und geschichtlicher Sachen. Ebenso war ein Ältester, Peter Walpot, †1578, als Schriftsteller berühmt. Auch ein Klaus Breidle, †1611, verstand vor-

trefflich mit der Feder zu arbeiten. Namentlich widerlegte er ein von einem jesuitischen Pfarrer Fischer geschriebenes Buch „Von der Wiedertäufer verfluchtem Ursprung" in sehr gewandter Weise. Die günstige Lage der Gemeinden und die Wirksamkeit ihrer Apostel bewirkten es, daß Hunderte aus den umliegenden Ländern nach Mähren zogen und sich den „Haushaben" anschlossen. Ob jedoch die Gliederzahl derselben 70,000 betragen hat, wird in Zweifel gezogen; manche denken nur an 20,000. Auch der Reichtum der Bruderhöfe wurde überschätzt.

3.

**Die konfessionelle Stellung** der mährischen Täufer gestaltete sich auch weiterhin im Anschluß an das Apostolikum und die sieben Artikel von Schleitheim in einer Weise, welche ihnen bei allen solchen viel Sympathie verschaffte, die für die Idee eines christlichen Kommunismus irgend welches Interesse hegten. Die bei Nikolsburg von Hubmaier emporgebrachte Gemeinde verfiel langsam, besonders nachdem ihr Führer Oswald Glait 1545 zu Wien hingerichtet worden war. Nachzügler aus der Schweiz belebten sie noch teilweise, im ganzen vermochte sie sich gegenüber den „Haushaben" nicht zu halten. Groß war immer die Freude der Hutterschen, wenn so einer von den „Schweizerbrüdern," wie sie alle andern Täufer nannten, zu ihnen übertrat. Es hieß dann immer, er sei von diesen ausgegangen, weil sie die rechte Gemeinschaft und auch die rechte Gemeindezucht nicht hätten und Kriegssteuern zahlten. Die Übertretenden mußten all ihr Vermögen an die Gemeindekasse abliefern und erhielten nichts davon zurück, wenn sie austraten oder ausgeschlossen wurden. Die Scheidungen im eigenen Lager waren durch die Verfolgungen überbrückt worden, und so präsentierten sie sich nach 1550

als eine große kirchliche, einheitlich geordnete Genossenschaft. Ihr kirchliches Selbstgefühl war etwas überspannt. Scharf sonderten sie sich von allen andern, mieden besonders die römischen Kleriker als falsche Propheten, die nur den Buchstaben, aber nicht den Geist der Schrift hätten. Sonst hielten sie an den einfachen **Lehren** ihrer Vorfahren fest. Von Adam haben alle Menschen eine sündige Art geerbt; aber die neugeborenen Kinder sind durch das Blut Christi gereinigt. In Reue und Buße findet der Mensch um Christi willen die verlorne Gnade wieder, — aber, hieß es bei ihnen, nicht außer der Gemeinde Christi. In der Taufe sahen sie das Bundeszeichen eines guten Gewissens mit Gott und im Abendmahl ein Gedächtnismahl der Leiden Christi und ein Zeugnis der Gemeinschaft mit ihm und untereinander. Die Ehe war ihnen eine bloß kirchliche Stiftung, und einen gebannten Gatten sollte der schuldlose Teil meiden, wenn er nicht derselben Strafe verfallen wollte. Mit der Zeit kamen sie dazu, ein eheliches Zusammenleben eines Gemeindegliedes mit einem ungläubigen Gatten zu gestatten, aber nur um die Gemeinde herum, so lange der Gläubige keinen Schaden dabei nahm. Sobald die Ältesten den letztern Punkt feststellten, drangen sie auf eine Scheidung und erlaubten auch dem gläubigen Gatten keine Wiederverheiratung, so lange der andere Teil lebte. Die Gottesdienste bestanden aus einfachen Gesängen, Gebeten und Ermahnungen. Das äußere Leben verlief nach festen kirchlichen Ordnungen. In der Obrigkeit sah man eine göttliche Einrichtung; sofern sie nicht wider Gottes Gebot etwas befiehlt, wollte man ihr gehorsam sein. Weil aber des Segens Kinder nicht der Rache Diener sein können, so darf ein Christ kein Träger derselben sein. Zanken und Rechteu und zu Gericht sitzen, ist nicht sein Beruf. Eid und Kriegssteuern wurden verweigert, anders genannte Abgaben aber bereitwillig gezahlt.

4.

**Ihre Apostel und Märtyrer** haben den in der Gemeinschaft ruhenden Reichtum an Erkenntnis und Bekenntnistreue vielseitig bezeugt. Die lange Ruhezeit im 16. Jahrhundert wurde für ein weiteres äußeres Wachstum sehr treulich verwertet. Alljährlich, meistens nach den großen Abendmahlsfeiern, wurden einige Brüder als Apostel ins Ausland abgeordnet, „dem Herrn Schäflein zu sammeln" und sie ins „gelobte Land" zu führen. Diese wirkten in Tirol, Baiern, Hessen und den Rhein hinab und spielen in allen amtlichen Berichten über die Täufer dieser Gegenden eine große Rolle. Meistens mußten sie ihre Mission mit dem Tode beschließen. Ihre Erfolge waren oft bedeutend. So wirkte ein **Hans Schmidt** 1555 in Worms, in Hessen und dann bei Köln, überall kleine Konventikel gründend, welche die erste Gelegenheit benützten, nach Mähren auszuwandern. In Aachen wurde er **1558** gefangen genommen und nach längern Disputationen zum Tode verurteilt. Den Richtern fiel dieser Bescheid schwer und sie sagten ihm schließlich, man würde ihn begnadigen, wenn er von seiner Tauflehre abstehen wolle. Das aber wollte er nicht und so wurde er mit vier seiner hier gewonnenen Genossen hingerichtet und sechs Frauen wurden mit Ruten geschlagen. Ähnlich ging es im südlichen Deutschland, wo besonders die Jesuiten hinter den mährischen Sendboten her waren und sie oft daran erkannten, daß diese im Gasthof bei Tisch still für sich beteten. Lange Kerkerhaft, Landesverweisung und Hinrichtung war ihr Los. Zu Innsbruck lagen um 1560 mehrere lange Zeit in einem Turm gefangen, wo sie von lästigem Ungeziefer geplagt wurden, schließlich erlitten sie den Flammentod. Im Jahre 1566 wurde ein Graf Hansgeörg aus Venedig, welcher den Weg zu den Gemeinden in Mähren gefunden hatte, auf einer Reise in seine Heimat von seinen Verwandten still weggeschafft. In Baden wurden 1582 zwei Wan-

derprediger erwischt und zum Tode verurteilt. Der Richter ertränkte erst den einen und legte ihn dann seinem Gefährten vor die Füße mit der Frage, ob er nicht lieber seinen Irrtum aufgeben wolle; dieser aber blieb unerschüttert. Noch im Jahre 1605 wurden zwei ihrer Apostel Marx Eder und Hans Polzinger in Baiern nach langen Disputationen mit den Jesuiten verbrannt. Noch im Jahre 1618 wurden an der Bregenz ein Mann und eine alte Frau grausam gefoltert und hingerichtet, weil sie nach Mähren zur Täufergemeinde ziehen wollten. Somit haben die Hutterschen Brüder die letzten Märtyrer der Täufer geliefert. Ihr eigenes Verzeichnis enthält die Zahl 2000 ihrer eigenen Blutzeugen. Das Interesse an der Mission der Apostel ließ erst nach, als in Mähren die äußere Lage der Gemeinschaft wieder schwieriger wurde.

5.

**Böse Zeiten** kamen zu Ende des 16. Jahrhunderts und mit dem 30jährigen Kriege. Die Heereszüge gegen die Türken brandschatzten vor allem die Höfe der Brüder, welche in der allgemeinen Volksmeinung Reichtümer enthalten sollten. Der Kaiser Rudolf II. wollte ihnen daher besondere Kriegssteuern auflegen, zum großen Entsetzen der Gemeinden. In diesem Stück nahmen sich jedoch die Landstände ihrer an und bewiesen dem Monarchen, daß die Täufer nicht reich seien und an Abgaben sehr hoch geschraubten Ansprüchen genügten. Um so schlimmer aber hauste die rohe Soldateska in den Höfen. Es heißt, man habe die Männer zu Boden geschlagen; Frauen und Kinder nachts aus dem Schlaf geweckt und hinaus getrieben und dann verzehrt und zerschlagen, was da war. Schlimme Tage brachte die Erhebung der Ungarn der Gemeinde zu Sobotisch im Jahre 1605. Die Priester hetzten die Soldaten gegen die Täufer auf. Diese Ketzer, hieß es, richteten

den Wohlstand der andern Bürger zu Grunde. Und wild und wütend fielen jene über die Leute her, hieben einige nieder, rissen andern die Kleider vom Leibe und raubten ihnen alles, was sie hatten. Schlimmer noch hausten Wallensteins Truppen. Gleich im Jahre 1619 wurden 12 Bruderhöfe zerstört und 40 Personen niedergemacht. Da heißt es in den Urkunden: „Es ist solch ein Jammer, Angst und Not in diesem Land gewesen, desgleichen kein Mensch gedenken mag." Oder auch: „Die Soldaten marterten die Brüder mit Aufhängen, Recken und Brennen und schonten weder Kind noch Alter." Oder: „So entsetzlich handelten die Soldaten an Frauen und Mädchen, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn sich die Erde aufgethan und so teuflische Menschen, die noch dazu Christen sein wollen, verschlungen hätte." Und ein andermal: „300 Reiter fielen in unsern Hof, durchsuchten das ganze Haus, haben die ganze Nacht geplündert, gefressen und gesoffen und den Schwestern übel zugesetzt." Auch die Schweden hausten entsetzlich im Jahre 1645 in den Bruderhöfen.

Der schwerste Schlag dieser angstvollen Zeit traf jedoch die Gemeinden in Mähren im Jahre 1622. Der Kardinal von Dietrichstein versuchte zuerst hohe Geldsummen von ihnen zu erpressen und machte sich sodann beim Kaiser Ferdinand dadurch beliebt, daß er sich erbot, die Wiedertäufer kurzer Hand aus Mähren zu vertreiben. In drei Monaten, kündigte er ihnen an, hätten sie das Land zu räumen. Umsonst waren ihre Vorstellungen, da der Winter vor der Tür sei, solle er ihnen wenigstens für ihre Alten und Kranken einige Höfe etwas länger belassen. Aber bei ihm fand sich kein Mitleid. „Diese abscheuliche, aus dem ganzen Reich verbannte Sekte soll fort," hieß es, „wo sich noch einer von ihnen zeigen wird, den soll man an den nächsten Baum hängen." Trotzdem gewährte mancher Gutsherr dem einen und andern Aufnahme für einige Zeit.

Die meisten flohen nach Ungarn, ohne ihr Gut mitnehmen zu dürfen. Rührend heißt es: „So trieb man uns aus dem Lande, wo wir 80 Jahre als treue Untertanen gewohnt und bezahlte unsere der Herrschaft geleisteten Dienste mit Undank, — was wir alles dem Herrn, dem gerechten Richter, anheim stellen.“

6.

**Auch die weitern Ereignisse des 17. Jahrhunderts waren meistens trauriger Art.** Ein Lichtblick in all dem vielen Unglück, das über die Gemeinden hereinbrach, bildete der Umstand, daß ihnen um 1622 zu **Sobotisch** viel Grundeigentum überlassen wurde und sie sich hier und in der Umgegend festsetzen und ausbreiten konnten. Ebenso gelang es um diese Zeit einer Gruppe in **Siebenbürgen** zu **Alvincz** einen Bruderhof anzulegen, der sich sehr günstig gestaltet hätte, wären die Zeiten ruhiger gewesen. Aber der ungarische Aufstand unter Tököly und die Einfälle der Türken verwandelten das unglückliche Land in eine Wüste und brachten auch die Haushaben der Brüder an den Rand des wirtschaftlichen Ruins. Diese waren aber schon vorher hart mitgenommen worden. Die kaiserlichen Armeen hatten ihnen um 1660 so viel zugesetzt, daß man bittern Mangel litt und im Jahre 1665 zwei Brüder nach Holland entsandte, um Unterstützung von dort zu erbitten. Und erst spärlich hatte man sich wieder etwas erholt, als die genannten Katastrophen über die Gemeinden herein brachen. Da heißt es dann wiederholt: „Ein Türkenheer fiel in den Hof ein, plünderte alles und schleppte fort, was man Jahre lang erspart hatte und steckte den Hof in Brand.“ In Alvincz wurden bei mehreren Überfällen Frauen und Mädchen und auch junge Brüder geraubt, von denen die meisten nicht mehr zurückkehrten. Ähnlich ging es zu Sobotisch und so heißt es: „Die Gemeinde ist hiedurch in die bitterste Armut gekommen; denn die kaiserlichen Heere und die

Janitscharen verzehrten alles, was wir hatten. Dazu kamen andere Unglücksfälle bei Haufen, — Mißwachs, Dürre, entsetzliches Ungewitter mit Hagel und schweren Regengüssen, so daß alle Feldfrucht wiederholt vernichtet wurde. In Verbindung mit dem Kampf um Wien 1683 erreichte das Elend in den Bruderhöfen einen fast unbeschreiblichen Grad. Das eine wurde von den durchziehenden Truppen geraubt, das andere ging anders ab; man wußte sich vor Armut und Jammer nicht zu raten noch zu helfen, — so daß im Jahre **1685** die Gütergemeinschaft der Gemeinden dahin sank und man jeden für sich erwerben und für sich zahlen lassen mußte. Den meisten war dieser Schritt eine überaus bittre Notwendigkeit. Wie hatte man die eigene Auffassung von der „christlichen Gemeinschaft“ als allein neutestamentlich gegen die „Schweizerbrüder“ verteidigt, — hatte Saft und Kraft aus ihr gesogen und gemeint, die Pforten der Hölle könnten diesen Punkt nicht zum Wanken bringen! Man klagte sich dahin an, daß weniger die äußere Not, als vielmehr Eigennutz, Geiz und Widerspenstigkeit den Verfall der Gemeinschaft herbeigeführt hätte.

7.

**Und ein langsamer Niedergang** in den innern Zuständen der Gemeinden läßt sich in diesen Jahren nicht verkennen. Not und Armut entwickeln ja auch leicht das natürlich Unedle und Rohe im Menschen. Die strenge Disciplin erschlaffte natürlich während der Kriegsjahre und konnte nachher nicht leicht wieder hergestellt werden. Treue Älteste und Bischöfe reformierten wohl die innern Einrichtungen von Zeit zu Zeit, aber der alte Geist der Väter mit seinem feurigen Gemeinschaftssinn war damit noch nicht gewonnen. Ein sehr treuer Bischof war ein **Andreas Ehrenpreis**. Er diente der Gemeinde an 40 Jahre, starb 1662 in einem Alter von 73 Jahren. Von Haus aus Müller, erwarb

er sich eine gute Bildung und schrieb viele Briefe und Abhandlungen über seine Richtung, von welchen römische Kleriker Notiz nahmen. Er stellte ein ganzes System von Ordnungen und Gesetzen auf, welche Arbeit und Verhalten der Glieder regeln sollten. In den Gemeindechroniken sind mitunter auch eine lange Reihe von Verweisen vermerkt, welche den einzelnen Gruppen von ihm und den Ältesten gegeben worden sind. Da heißt es: Die Einkäufer sollen mit dem Geld nicht liederlich umgehen, sollen es nicht ihren Frauen zur Aufbewahrung geben; sollen nicht den Juden und ähnlichen Leuten trauen; keiner soll Geld bei sich behalten, um es für Näschereien verwenden zu können. An den Schwestern wird gerügt, daß sie sich so schöne Messer machen lassen mit grünen Punkten und Perlmutterschalen; ebenso, daß sie buntgenähte Schuhe tragen und hoffärtige Gürtelbeschläge, so daß das Schloß auf dem Rücken sitzt, blank wie ein Spiegel; ja, daß sie sich mit ihren weiten Schürzen groß tun und mit ihren Röcken daher rauschen — sich überhaupt weltlich kleiden und gottlose Hauben tragen. Alles dieses und köstlich Bettgewand schaffen sie sich heimlich an, heißt es, — und doch soll niemand eigene Hennen, Tauben rc. haben. Auch der Brüder Hoffart wird gerügt. Alles soll jetzt neu und nach der Mode sein; das Haar wird vorn gescheitelt, wie die Soldaten tun, und bei den Begrüßungen wird mit den Füßen gescharrt u. dgl. m. Ehrenpreis klagt darüber, daß die jungen Leute allerhand Freiheiten an sich reißen, ihre Weiber köstlich halten, viel auf den Markt laufen, in den Weinbergen nicht fleißig arbeiten u. s. w. Er verweist auf die gute alte Zeit, wo die Brüder fleißig und fromm waren, ihre Sensen u. s. w. in Ordnung hielten, sich abends mit Lesen, Schreiben und Singen beschäftigten und die Anfänger in der Arbeit nicht grob behandelten. Er klagt, daß manche Aufseher Eigentum an sich

reißen; so habe man bei einem 100 Messer gefunden. Er bittet, man solle doch infolge der vielen Feiertage mit der Arbeit früh anfangen und fleißig sein, damit der gute Ruf der Gemeinde nicht leide. Alle sozialen Schwierigkeiten eines Kommunismus stehen in diesen Klagen und Anklagen vor uns.

8.

**Planmäßige Angriffe jesuitisch gebildeter Kleriker** führten sodann den äußern und innern Untergang des mährischen Täufertums herbei. Mehr und mehr mußten sich die Gemeinden auf sich selbst beschränken; immer weniger Genossen aus dem Auslande mit ihrer dort gewonnenen bessern Bildung kamen als ein erfrischendes Element in ihre Mitte. Ihre Apostel gewannen hin und wieder noch einen für ihre Idee, diese aber versuchten dort wo sie saßen, eine Art von Bruderhof einzurichten, so um 1664 zu Mannheim in der Pfalz; im Jahre 1722 wurde noch ein gewisser Meier in Halle durch die Flußtaufe in die Gemeinde aufgenommen. Es fehlte den Gemeinden auch nicht an einer gewissen Freiheit. Der Kaiser Leopoldt gewährte ihnen 1659 weitern Verbleib in Ungarn und noch im Jahre 1724 wurden ihnen ihre Privilegien bestätigt. Aber die slavische Umgebung wirkte zersetzend auf die Jugend ein; die kirchliche Versorgung derselben war nicht entsprechend und alle zusammen waren sie den jesuitischen Praktiken nicht gewachsen. Um 1674 begannen dieselben. Ein Legat folgte dem andern; eine Kommission löste die andere ab; in schmeichelnder und drohender Weise suchte man Übertritte zur römischen Kirche herbei zu führen oder den Gemeinden den einen und andern römischen Ritus aufzuzwängen. Schon 1688 kam der Befehl, daß jedes Kind vom römischen Priester getauft werden sollte. Und bald ließen sich manche von den umwohnenden „Stiefbrüdern“ dazu überreden, „obwohl,“ heißt es, „der

Hahn in ihrem Herzen zu krähen begann und ihr Herz zu zappeln." Während eines Zeitraums von 100 Jahren wurde das konfessionelle Bewußtsein der Gemeinden abgestumpft und ihnen selbst mangelte ein entsprechender Verkehr mit ihren Glaubensgenossen in den andern Ländern, um es zu verjüngen. Mit großer Zähigkeit haben sie freilich an dem gehangen, was sie hatten. Die Berichte der sie inspizierenden Legaten liefern ein Bild ihres kirchlichen Bestandes. Sie erzogen ihre Kinder in der deutschen Sprache und tauften die Jugend nach vorhergehendem speziellen Unterricht, meistens im 14. Lebensjahr. Dem knieenden Täufling goß der Bischof Wasser aufs Haupt. Um Pfingsten besonders feierten sie das heilige Abendmahl. Den Bischof unterhielten sie mit Wohnung, Geld und Naturalien; die andern Prediger wurden teilweise unterstützt. In eine römische Kirche gingen sie nie. Beim Volk wurden sie „Habaner" geheißen.

9.

**Mit rücksichtsloser Härte und brutaler Gewalt** vermochten schließlich die Jesuiten den Übertritt der Reste der mährischen Gemeinden zur römischen Kirche zu erzwingen. Es waren dieselben sehr zusammen geschmolzen. Manche waren im Laufe der Jahre dem väterlichen Bekenntnis untreu geworden; manche waren ausgewandert, — besonders nach Preußen. In Siebenbürgen war die Zahl sehr herunter gegangen und in Sobotisch, Levar und Umgegend zählte man um 1750 nur noch an 400 Glieder. Sobotisch war der Hauptort; hier scharte man sich jährlich einigemale um den 1736 zum Predigtamt gelangten Bischof **Jakob Walter.** Dieser trat in brieflichen Verkehr mit einem Peter Weber in der Pfalz und Johannes Deknatel in Amsterdam. Ersterer schickte ihm Menno Simons' Schriften und an diesen und andern protestantischen Sachen, sowie

namentlich vielen von den Vorfahren geerbten Liedern, Briefen und Chroniken nährte man die überkommene Erkenntnis weiter. Aber vom Jahre 1750 an ging die kirchliche und weltliche Behörde immer schärfer gegen die Gemeinden vor. Ein jesuitischer Missionar folgte dem andern, begleitet von Heiducken und hohen Beamten. Dem Bischof Walter wurden die Schlüssel der Kirche abgenommen und ihm und allen andern strengstens befohlen, dem Unterricht des Jesuiten beizuwohnen und römisch zu werden. Als er und einige andere seiner Mitdiener erklärten, sie würden ihr auf den Knieen abgelegtes Bekenntnis nicht brechen, wurden sie in römische Klöster gesteckt und Jahre lang gefangen gehalten, bis sie nachgaben. Die Gemeindeglieder aber setzten dem Befehl der Obrigkeit offenen und passiven Widerstand entgegen. „Alles schrie auf," heißt es, „Männer und Frauen erklärten, ihren Glauben nicht aufgeben zu können; ja, die Frauen versicherten, sich von ihren Männern scheiden zu lassen, wenn sie das täten." Die Gemeinde kam nachts im Betsaal zusammen, um zu beten. Der Jesuit ließ wohl mal die Tür erbrechen und fand sie alle mit emporgehobenen Händen auf den Knieen. Zur Rede gestellt, verteidigten sie ihren Glauben, meint er, in einer Weise, die jedem Kanzelredner Ehre gemacht hätte. Umsonst wandte man sich nach Wien; für die „Wiedertäufer" wollte Maria Theresia nichts tun. Und so griff Klerus und Obrigkeit zu scharfen Mitteln. Wer sich nicht fügen wollte, erhielt Stockschläge, selbst Frauen. Ihre eigenen Bücher wurden ihnen abgenommen und so brach langsam der Widerstand der Gemeinde gegen Rom zusammen. Mit dem Jahre 1762 ging ihr eigener Bestand ein. Auch der alte Bischof Walter traf endlich als ein äußerer Katholik in Sobotisch ein und wurde hier in seinen letzten Jahren aus der römischen Kasse unterstützt. Auf dem alten Bruderhof aber wurde 1767 eine sogenannte „heilige Kreuzkapelle" erbaut.

10.

**Dieser Zusammenbruch des mährischen Täufertums** erweist sich schließlich doch als ein nur bescheidener Triumph der römischen Kirche. Die älteren Leute hatten sich nur mit Widerwillen gefügt. Die meisten der Gemeinde zu Alvincz in Siebenbürgen hatten sich unter dem Ältesten Joseph Gor für die Flucht einzurichten verstanden und auch manche aus Sobotisch stießen zu ihnen, obwohl jede Auswanderung verboten war. Unter großen Schwierigkeiten gelang es ihnen allen, meistens nachts wandernd, nach der Wallachei zu entkommen und bald in Rußland an der Desnaja bei Wischenka eine neue Heimat zu finden und hier 1764 einen neuen Bruderhof anzulegen. Von hier aus unterhielten sie einen lebhaften Briefwechsel mit ihren Verwandten und innerlich ihnen zugetanen alten Genossen in Sobotisch. Als nun im Jahre 1781 das Toleranzedikt des Kaisers Joseph II. erschien, da lebte hier die alte Liebe zum väterlichen Bekenntnis wieder auf. Eine ganze Reihe scharte sich um Jakob Walter, den Sohn des verstorbenen Bischofs. Die Bewegung wäre größer geworden, hätte man nicht die Gütergemeinschaft wieder einführen wollen. Aber dieser Punkt hielt viele ab, welche innerlich noch keine Römlinge waren. Ein Versuch, in Wien von der Zugehörigkeit zur römischen Kirche losgesprochen zu werden, schlug fehl und so blieb ihnen nur ein Entkommen nach Rußland als Rettungsweg offen. Rührend baten sie ihre Genossen in Wischenka, ihnen zu schreiben, welche Wege man reisen müsse, um zu ihnen zu kommen. In unserer Mitte, heißt es auch, haben wir greuliche Wölfe und schlimme Böcke, welche unsere Auswanderung zu verhindern suchen. Trotzdem gelang es einer Gruppe von 67 Personen mit Walter an der Spitze 1784 zu entkommen. Sein Sohn ist 1855 in Huttertal im südlichen Rußland als Ältester der dortigen „Hutterschen" gestorben. In Sobotisch verstanden es die römischen Kleriker

mit Schmeicheleien und Drohungen die andern, an 137 Personen, zu einem neuen „freiwilligen" Anschluß an die römische Kirche sowie zur Herausgabe vieler noch versteckt gehaltener Bücher zu bewegen. Aber auch von diesen wanderten manche später nach Rußland aus, indem von Wischenka noch manches Jahr mutige Brüder in die alte Heimat reisten, um alle irgendwie für das alte Bekenntnis Empfänglichen den römischen Irrtümern zu entführen, so daß Roms Gewinn sich sehr reducierte. Lange noch hießen in Sobotisch die gewesenen Täufer „Habaner" und die Behörde untersagte schließlich den Gebrauch dieses Namens. Aber bis in die neuere Zeit herein kennt man hier noch die „Habanerstraße" und auch etwas Kenntnis der deutschen Sprache hat sich lange erhalten. Wirtschaftlich sind aber die Nachkommen der alten Täufer sehr herunter gekommen. Nacht muß es ja sein, wo Roms Sterne leuchten.

Viel wahres Christentum ist an jenen Stätten zur Ausprägung gelangt. Viel brüderliche Liebe, viel Kreuz und Trübsal ist dort erfahren worden. Mit heißen Tränen hat man die in fremden Landen erschlagenen Glaubensboten beweint, tief um die von den Türken niedergemachten und entführten Genossen getrauert. Unter herzbrechenden Szenen hat sich der schließliche Übertritt zur römischen Kirche vollzogen. Ein tragisches Stück mennonitischer Geschichte hat sich hier abgespielt. Der österreichische Hofrat Dr. Beck hat aus etwa 40 Chroniken und Schriften dieser Gemeinden Auszüge veröffentlicht. Er notiert ihre Vorzüge und ihre Schwächen, — ihren Fleiß und andere Tugenden — dann auch ihren Dünkel, die einzig richtige Kirche sein zu wollen — ihre Verachtung der Wissenschaft, ihr zu weitgehendes kirchliches Regiment, ihr mürrisches Wesen. Er berichtet von dem boshaften, rohen Tun der römischen Kleriker bei ihnen, — ohne aber auch nur mit einem Wort die Unbilligkeit solchen Verfahrens auszudrücken.

# Die Täufer und Mennoniten im südlichen Deutschland und am Niederrhein.

# I. Ergehen der süddeutschen Täufer vor dem 30jährigen Kriege.

1.

**Eine Zeit des Sammelns** waren die ersten Jahre nach der Münsterschen Katastrophe auch im südlichen Deutschland in den Resten der hier dem Blutbade entronnenen Täuferkreisen. Ihre meisten Führer und leitenden Glieder waren hier wohl schon um 1530 gefallen; äußerlich erschien ihre Sache verloren, zumal die Regierungen um 1535 mit neuer Energie an die Ausrottung der Übriggebliebenen gingen, deren schlimme Gesinnung sich ja zu Münster so allseitig geoffenbart haben sollte. Und doch, die eigentliche Täuferbewegung bildete eine zu gesunde geistige Macht, als daß sie mit dem Zusammenbruch ihrer Gemeindeorganisation zu Ende gekommen wäre. Überall saßen nicht mehr Gemeinden — aber kleine Gruppen und einzelne. Sie flüchteten und zogen hin und her, wußten jedes Gebiet eines nachsichtigen Magistrats zu finden, Gesinnungsgenossen zu werben, in der Stille neue Gemeindeverbände zu stiften und neue Führer zu gewinnen. Straßburg blieb seinen toleranten Grundsätzen treu und begnügte sich im ganzen mit der Ausweisung der Täufer, betrieb aber auch diese Maßregel nicht streng, so daß dort mancher Flüchtling ein Asyl fand. Insonderheit muß aber die liberale Stellung Philipps von Hessen gerühmt werden. Er blieb bei seinem 1529 ausgesprochenen Grundsatz: „Ich will den einfachen Worten Christi mehr glauben als den spitzfindigen Erklärungen der Menschen.“ Somit war ihm das kaiserliche Mandat und die Wittenberger Kirchenpolitik nicht entscheidend in seinem

Verhalten gegen die Täufer. Das hatte zur Folge, daß diese in seinem Lande manches Stück Boden gewannen, sich hier sammelten und mehrten. Ja, einige ihrer Apostel fanden hier einen gewissen Wirkungskreis, so Leonhard Fälber und Peter Tasch aus dem Jülicherlande. Tasch betrieb seinen Beruf wie Melchior Hofmann, reiste herum und unterhielt einen ausgedehnten brieflichen Verkehr mit fast allen leitenden Männern seiner Richtung. Er selbst war gut gebildet. Neuere Forschungen zeigen, daß auch am Harz und in Thüringen vor 1530 kleine Täuferkreise geblüht haben, so zu Halberstadt und Sangershausen. Auch Günther von Schwarzburg war toleranter Gesinnung. Aber eine feste Gemeinde ließ sich hier nach 1535 nicht bilden. Es fehlten halt überall die entsprechenden Führer und Hilfsmittel in der Art von Schriften und Büchern, um die Glieder der Gemeinden in ihrem Bekenntnis zu unterrichten.

2.

**Eine gewisse Duldung** wurde im ganzen den süddeutschen Täufern nach den 30er Jahren zu teil. So wie die Reiter des schwäbischen Bundes gegen sie vorgegangen waren, ließ sich doch auf die Dauer nicht fortwirtschaften. Der rasende Fanatismus hatte sich ausgetobt und das eigene Ringen des Protestantismus um seinen Bestand stimmte manche leitende Persönlichkeit versöhnlich gegen die Separatisten, besonders da, wo man mit ihnen persönlich zu verkehren Gelegenheit hatte und durch ihre stille Betriebsamkeit zu Einkünften kam. Gesinnungsgenossen des Landgrafen von Hessen erlaubten manchen Täufern einen kürzern oder längern Verbleib auf ihren Pachtgütern oder auch in abgelegenen Stadtwinkeln. Immer weniger bleibt es Methode, einen gefangenen Täufer ohne weiteres niederzustoßen. Das widerstrebte doch dem Gefühl des natürlichen Mitleids. Man sucht ihn zu retten, zum Widerruf zu bewegen, ihn zur

Kirche zurück zu gewinnen — ja giebt sich in vielen Fällen in dieser Beziehung alle erdenkliche Mühe. Hier hat sich in erster Linie **Butzer** einen Namen gemacht. Er verstand es, die durch Hofmanns Überspanntheiten herbei geführten Verlegenheiten der Straßburger Gemeinde für seine Seite auszunützen und eine gewisse Methode seiner Propaganda zu entwickeln. Er kam den Täufern entgegen, gab ihrer scharfen Verurteilung der Staatskirche halb Recht, schliff die Bedeutung der Kindertaufe ab und forderte im Prinzip die Gemeiudezucht. Sein Bemühen war jedenfalls aufrichtig gemeint, „dem Herrn Schäflein zu sammeln." Und der Mangel einer einheitlichen Leitung der Täufergemeinden und eigener geschulter Führer kam ihm sehr zu Hilfe. Besonders auch sein persönlich anziehendes Wesen. Philipp von Hessen ließ sich von ihm darüber belehren, wie die Täufer langsam von Punkt zu Punkt gewonnen werden müßten und manche Landesgeistlichen folgten dem Straßburger Reformator und — mit gutem Erfolg. Unter andern wurde auch Peter Tasch zurück gebracht, der dann sehr eifrig für die Landeskirche wirkte und viele mit sich fortriß. Später befleckte er leider seinen Ruf mit gemeinen Betrügereien. In vielen Fällen suchte man auch durch lange Gefängnishaft und endlose Debatten den gefangenen Täufer mürbe zu machen. Oft gelang das — so bei dem so eifrig gewesenen Jakob Groß aus Waldshut. Meistens mußte so einer vor versammelter Gemeinde seine „erkannten Täuferirrtümer" abschwören.

3.

**Verfolgungen und Hinrichtungen** sollten freilich den normalen Gang der Täufergeschichte bilden und meistens war es der Klerus, welcher immer aufs neue den schlimmen Charakter der „Sekte" herausstrich und die gegen sie erlassenen Gesetze rechtfertigte. In Ländern wie Tyrol und Baiern verhängte man gewöhnlich die Todesstrafe über sie, wenn

auch in der Regel erst dann, wenn sich alle gelinden und scharfen Bekehrungsmittel als erfolglos erwiesen hatten. Auch in Mainz befanden sich z. B. 1537 an 240 Personen in Haft, wovon viele hingerichtet, die andern verjagt wurden. Aus Lorch allein stammten 51 der Gefangenen und einer derselben war ein gewesener Bischof. Mit den Täuferkreisen am Harz und in Thüringen wurde summarisch aufgeräumt. In Jena begleitete ja 1536 Melanchton drei Täufer auf das Schaffot und in der Wartburg saß ein Fritz Erbe von 1531 bis 1549 gefangen, bis ihn der Tod erlöste. In diesem Gebiet wurden die Wächter ermahnt, ja in mondhellen Nächten aufzupassen, indem gerade dann die Täufer gern aus weiten Entfernungen sich zu versammeln pflegten. Im Jahre 1551 wurde in einem besondern Erlaß der süddeutschen Regierungen auf die alten Reichsgesetze gegen die Sekten aufmerksam gemacht, die Wiedertaufe für ein Laster und alle dem Tode verfallen erklärt, welche die Kindertaufe nicht anerkennen wollten. Einige Jahre später hielten eine Reihe Theologen zu Worms eine Konferenz ab, deren Beschlüsse die Hinrichtung der Täufer nach 3. Mos. 24 für eine Pflicht der christlichen Obrigkeit erklärten und die Weigerung der Täufer, die staatskirchlichen Dogmen zu bejahen, als Aufruhr brandmarkten. Melanchton, Brenz und Andrea unterschrieben diese Beschlüsse. Somit waren sich die Täufer kaum irgendwo des Lebens sicher. Der Märtyrerspiegel erwähnt aus den 70er Jahren von 1535 bis 1605 aus der Gegend von Baiern bis an den Niederrhein mehr als 70 Märtyrer. Die vielen österreich'schen sind da noch nicht mitgerechnet. Meistens verliefen die Prozesse in der mittelalterlich grausamen Weise. So wurden im Jahre 1560 im Pustertal drei Täufer ergriffen und nach Innsbruck gebracht und hier in einen tiefen Turm geworfen, wo Fledermäuse und anderes Ungeziefer hausten. Nach peinlichen Verhören wurden sie zum Tode verurteilt, — weil sie das Abendmahl

so feiern, wie es der Herr seinen Jüngern befohlen hat, ebenso nichts von der Kindertaufe halten u. s. w. Als der dritte die zwei ersten enthauptet liegen sah, sprach er: „Meine Brüder haben überwunden.“ Sein Mut ärgerte den Scharfrichter und er warf ihn lebendig ins Feuer, das er angezündet hatte, um die Leichname zu verbrennen. Zu Ingolstadt in Baiern ergriff man 1586 einen Christian Gesteyger. Zwei Jesuiten versuchten ihn von seinem Glauben abzubringen; insonderheit sollte er die Richtigkeit der Kindertaufe zugeben — diese hätten den Teufel in sich, darum müßten sie getauft werden. Schließlich hieß es: „Wirst du dich nicht zu dem bekehren, was deine Eltern geglaubt haben, so wird man dich auf einen Haufen Holz setzen und verbrennen.“ Aber er ließ sich nicht irre machen. **Die letzten süddeutschen Märtyrer** waren reisende Brüder der Hutterschen aus Mähren — ein Markus Eder und Hans Poltzinger, welche in Baiern im Jahre 1605 enthauptet wurden — dann noch im Jahre 1618 eine Frau, Christine Brünerin, welche auf der Reise nach Mähren, um sich dort der Hutterschen Gemeinde anzuschließen, in Baiern ergriffen, gefoltert und enthauptet wurde. Obschon äußerlich noch nicht getauft, heißt es, ist ihr reichlich die Taufe des Geistes und des Blutes zu teil geworden, woran am meisten gelegen ist.

4.

**Der Bekenntnisstandpunkt** der süddeutschen Täufer erscheint auch nach 1535 als im ganzen gesund und biblisch, besonders bei den leitenden Brüdern, wenn auch manche extravagante Ideen in den einzelnen Kreisen nach Geltung rangen. Hofmanns phantastische Ansichten erhielten sich noch einige Zeit, verloren sich aber langsam. In Hessen vertraten manche Brüder seine Lehren über die Menschwerdung Christi mit solchem Nachdruck, daß es darüber zu heftigen Debatten kam, der den Frieden der sich neu sam-

melnden Gemeinden bedrohte. Auch David Joris suchte hier durch Briefe seine Ideen anzubringen. Da war also das Festhalten der alten Einrichtungen und die Befestigung der Gemeinden in dem ererbten Erkenntnisgut keine leichte Sache. Die Schriften Denks, Hubmeiers und anderer waren größtenteils vernichtet. Die neu verstohlen erscheinende Täuferliteratur in der Art kleiner Traktate und Flugblätter enthielt Märtyrerlieder, Berichte und Briefe, wirkte also erbauend, aber nicht wissenschaftlich befestigend. Im ganzen standen die Bekenntnissätze der Synode von Schleitheim in leitendem Ansehen. In allen Täuferkreisen, von den Alpen bis zu der Mündung des Rheins, scheinen sie während des ganzen 16. Jahrhunderts bekannt gewesen zu sein und auf ihrem Boden sind die weiteren Glaubensbekenntnisse der Täufer und Mennoniten erwachsen. Es fehlte den Gemeinden aber an einem entsprechend geschulten Predigernachwuchs. Es war nicht leicht, dem in der Bibel beschlagenen, milde und gewinnend auftretenden Butzer stand zu halten. Er gab offen zu, daß viele Täufer gutherzige, fromme Leute seien, welche keinen eigenen Weg gehen würden, wenn die Haushaltung der Staatskirche besser bestellt wäre. Hunderte ihrer Glieder haben die Täufergemeinden in den 40er und 50er Jahren des 16. Jahrhunderts an die reformierte Kirche verloren. Daß die Verluste nicht größer waren, bewirkten drei Umstände, durch welche ein Festhalten an den alten Grundsätzen und ein Zusammenschluß auf dem Bekenntnis der Väter angestrebt wurde, — nämlich — die unermüdliche Arbeit treuer Reiseprediger, dann ein ausgedehnter brieflicher Verkehr leitender Glieder miteinander, — man flüchtete ja aus einem Lande ins andere und pflegte dann die gemachten Bekanntschaften. Drittens wußte man aber trotz aller Drohungen und Gefahren zu Besprechungen und Konferenzen zu kommen und hier konfessionelle Festigkeit zu bilden.

5.

**Drei Synoden oder Konferenzen** der süddeutschen Täufer bewirkten eine befriedigende Verständigung der Gemeinden in betreff der wichtigsten kirchlichen Fragen in ihrer Mitte. Die erste tagte zu **Worms** im Jahre **1554**, wo an 1500 Personen zusammen gekommen sein sollen. Besonders heiß scheint es sich hier um die christologischen Ideen Hofmanns gehandelt zu haben. Hessische Brüder, zum teil wohl Flüchtlinge aus den Niederlanden, hingen an denselben, während die meisten süddeutschen Täufer freiere Ansichten über diesen Punkt hegten. Eine Einigung scheint nicht erzielt worden zu sein. Die beiden andern Versammlungen tagten in **Straßburg**, dieser dem Täufertum am tolerantesten gegenüber stehenden Stadt, in den Jahren **1555** und **1557**. Auf der erstern Synode erledigte man die christologischen Fragen mit dem Hinweis auf Sirach 3, 22 und sagte dann: „Wir wollen bei der Einfalt der Schrift bleiben, welche sagt: „Das Wort ward Fleisch," und diesem weder etwas zufügen, noch davon abtun, sondern mit Petrus Christum als den Sohn des lebendigen Gottes bekennen. Auch wollen wir das gottlose Leben und alles Böse mehr durch das Beispiel eines christlichen Lebens und Wandels zu überwinden suchen als durch Worte und von nun an unterlassen, darüber zu reden, auf welche Weise Christus Mensch geworden sei, sondern auch noch von etwas anderem sprechen."—Zur Synode im Jahre 1557 waren an 50 Lehrer und Prediger, einige sogar aus Mähren, erschienen. Manche waren an 150 Meilen gereist; manche trugen sichtbare Spuren erlittener Mißhandlungen wegen ihres Glaubens an sich. Es war dieses eine ehrwürdige Versammlung, welche der warme Pulsschlag tiefgehender Liebe zur Gemeinschaft beseelte. Man nahm hier besonders von den 1554 zu Wismar gefaßten Beschlüssen Notiz und scheint an eine Vereinigung mit den Brüdern im Norden gedacht zu haben. Menno

Simons hochkirchlich geartete Gemeindeleitung war den süddeutschen Dienern am Wort nicht sympathisch und seine und seiner Mitältesten extreme Ansichten über den Bann fanden hier wenig Zustimmung. Man richtete ein herzliches Schreiben an ihn und verwies ihn auf den Umstand, daß das Gebot der Ehe überhaupt dem Gebot des Bannes vorgehe. Auch wird er ermahnt, nicht zu zuversichtlich auf seine Meinung zu bestehen; denn auch er sei irrtumsfähig. Schließlich werden die nordischen Brüder gebeten, dieselben brüderlichen Gesinnungen gegen sie zu hegen, wie sie solche ihnen entgegen bringen und damit werden sie der Gnade Gottes empfohlen. Man schickte sogar drei Delegaten an Menno und seine Gemeinden. Aber diese verstanden ihre Sache wohl nicht entsprechend zu betreiben und so vollzieht sich das wehmütige Stück mennonitischer Geschichte: die Trennung der niederländischen Brüder in zwei Lager und ein entschiedener Bruch Mennos mit den süddeutschen Gemeinden. Er ist hier trotzdem in hohem Ansehen geblieben, aber von dieser Zeit an hörten engere Beziehungen zwischen den nord- und süddeutschen Brüdern auf. Die betreff. Sendschreiben der genannten drei Konferenzen, welche den Gemeinden die gefaßten Beschlüsse berichteten, gehören zum Besten ihrer Literatur jener Tage.

6.

**Oeffentliche Disputationen.** Die großen Zusammenkünfte der Täufer zu Worms und Straßburg scheinen die Aufmerksamkeit des Klerus und der Regierung auf's neue auf sie gelenkt zu haben. Jedenfalls war es diesen eine unangenehme Überraschung, daß die so verhaßte Richtung solche Lebenszähigkeit bewies und so entschieden eine Klärung und Verfestigung ihres konfessionellen Bewußtseins anstrebte. Der Geistlichkeit besonders waren die Täufer mit ihrer Sonderkirche ein Dorn im Auge, besonders auch

aus dem Grunde, daß sie viele aus der Landeskirche für sich gewannen. Aber die Obrigkeit wollte sich immer weniger dazu verstehen, sie einfach wie wilde Mordbrenner niederzumachen und der Kurfürst von der Pfalz, Otto Heinrich, wollte sie nicht einmal ohne genügenden Grund ausweisen. Dadurch sah sich der Klerus genötigt, den Täufern gegenüber den diesen eigentlich nicht gewährten Rechtsgang öffentlicher Disputationen einzuschlagen, — freilich nicht mit der Absicht, ihnen zu irgend welchem Recht zu verhelfen, sondern sie öffentlich als mit schlimmen Irrtümern behaftete Leute zu erweisen, dann wohl auch, sie für die Landeskirche zu gewinnen. So ein Colloquium wurde mit ihnen im Jahre **1557 zu Pfeddersheim** abgehalten. Natürlich wurde der staatskirchlichen Seite der Sieg zugesprochen uud auf das Drängen des Klerus erließ die Regierung ein scharfes Mandat gegen die Täufer. Diese aber beklagten sich, daß man sie nicht hätte zu Worte kommen lassen; ihre Argumente unbeachtet gelassen und in dem veröffentlichten Protokoll ihnen Aussagen zugeschrieben, welche ihrem ganzen Standpunkt fern lägen. Das bewog den irenisch gesinnten Kurfürsten Friedrich III. ein neues Religionsgespräch mit ihnen zu veranlassen.

7.

Zu **Frankenthal** wurde diese, eine der bedeutendsten, Disputation **1571** abgehalten. Der ganze Rahmen derselben bewies doch einen bedeutenden Umschwung in der Stellung der Regierung gegen die Täufer und ihr aufrichtiges Bemühen, diese Bewegung geistig zu überwinden. In allen Dörfern und Städten wurden Plakate angeschlagen, in welchen den Täufern freies Geleit zum Besuch der Besprechung zugesichert wurde. Der Kurfürst selbst eröffnete die Verhandlungen, ließ sich hernach durch seinen Marschall vertreten und sich jeden Abend eine Kopie des Protokolls übersenden. Die Disputation währte 19 Tage

und war auch für die Täufer ein Ereignis. Als ungeschulte und rechtslose Leute hatten sie hier der theologischgebildeten Landesgeistlichkeit gegenüber zu treten und die Richtigkeit ihrer Grundsätze nachzuweisen. Und es gereicht ihnen wahrlich zum Ruhm, daß Kawerau im 3. Bande seiner Kirchengeschichte erklären muß, daß ihr einfacher Laienbiblicismus instinktiv im ganzen weit richtigere Positionen suchte als die Schultheologie der reformierten Kirche. Diese wurde besonders durch einen Petrus Dathenus vertreten, während die Täufer einen Diebold Winter, Bisch und andere als Redner vorschoben. Es handelte sich besonders um ihre Stellung zum Alten Testament, zur Dreieinigkeit, Menschwerdung Christi, Erbsünde, Kindertaufe und Obrigkeit. Und sie erwiesen sich im väterlichen Bekenntnis und in der heiligen Schrift als vortrefflich zu Hause. Über die Bibel hinaus wollten sie keine Dogmen gelten lassen, daher ihre oftmalige Antwort: „Das wissen wir nicht!“ — zum großen Erstaunen des Staatsklerus, der für alle Fragen fertige theologische Sätze bereit hatte. Diese behaupteten, daß die eben gebornen Kindlein ewigem Tode verfallen seien, — die Täufer wollten das nicht zugeben. Sehr entschieden traten sie dafür ein, daß auch der gefallene Mensch noch einen freien Willen habe; daß die Obrigkeit nicht berufen sei, in Sachen des Glaubens zu verfügen u. s. w. Sonst wollten sie ihr gehorsam sein — aber keinen Eid leisten. Die Idee einer mechanischen Gütergemeinschaft lehnten sie ab. Merkwürdig nimmt sich auch die Bemerkung eines ihrer Sprecher über Menno Simons aus, daß er sie nichts angehe, noch seine Schriften, weil er nie mit ihnen eins gewesen ist. In keiner Weise aber waren die Täufer von ihrem Standpunkt abzubringen und der Kurfürst und seine Geistlichen sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Für die Staatskirche ließ sich hier keiner gewinnen. Zeit, Mühe, Geld war also nach ihrer Ansicht zwecklos geopfert worden.

Somit erklärte der sonst fromme Monarch die Täufer für „böse Buben“ und unverbesserliche Irrlehrer, deren stille Betriebsamkeit er dulden wollte, so lange sie nur Hausandachten hielten, deren Predigen und Taufen er aber unter strenge Strafen stellte. Mit dem Wunsch, daß Gott sie aus den Stricken des Teufels erlösen, von ihrem verdammlichen Gottesdienst abbringen und sie über ihre Blindheit aufklären werde, wurden die Disputanten entlassen.

8.

**Die Beschlüsse einer Konferenz der Aeltesten und Lehrer zu Straßburg im Jahr 1568 und 1607** gewähren ebenfalls einen interessanten Einblick in den damaligen Zustand der Gemeinden. Man bittet diese, doch dahin zu wirken, daß nicht so viele Glieder abfallen; daher sollen die Diener am Wort von Gemeinde zu Gemeinde reisen, Mängel abstellen und angehende Prediger in ihrem Fach unterrichten. Solche Reiseprediger und ihre Familien sollen unterstützt werden. Die Diener am Wort soll man mit Handauflegung zu ihrem Amt einsegnen. Beim Abendmahl soll nicht nur der Älteste fungieren dürfen. Der Bruderkuß gehört nur den Gemeindegliedern und die von der Gemeinde Ausgeschlossenen sollen im biblischen Sinn gemieden werden. Eheliche Verbindungen soll man nicht ohne Wissen und Genehmigung des Gemeindevorstands schließen. In der Lehre von der Menschwerdung Christi bleibe man bei der Schrift. Einen auf seinen Glauben schon Getauften soll man nicht wieder taufen. In der Kleidung ist die ererbte einfache Art zu beachten und auch Schneider und Nähterinnen sollen nicht der Hoffahrt dienen. Wer Garten oder Feld zu hüten hat, soll sich dabei keines Spießes noch Gewehrs bedienen.

Es zeigen diese Beschlüsse interessante Trümmer der alten waldensischen Weitherzigkeit, wie auch die Einwirkungen eines von der allgemeinen Kulturwelt abgewandten,

die persönliche Freiheit einengenden Gemeindelebens, wo bloße Ansichten bindende Gesetze wurden. Die Idee der Apostel ist verschwunden; die Rangordnung von vollen und nicht vollen Dienern am Wort hat sich noch nicht eingebürgert.

9.

**Eine weitgehende Auflösung der süddeutschen Gemeinden** scheint sich vor dem Beginn des 30jährigen Krieges und im Verlauf desselben vollzogen zu haben. Leicht lassen sich drei Gründe dieses wehmütigen Umstandes anführen. Einmal der äußere Druck, welcher den Gemeinden jede normale kirchliche Selbsterhaltung unmöglich machte. Still und verstohlen nur sollten sich kleine Hausgemeinden bilden dürfen. Kein eignes Schulwesen war erlaubt; keine eigene Literatur; alle höheren Bildungsanstalten und Berufszweige waren den Täufern verschlossen. Blühende Gemeinden waren verjagt und erstanden nie wieder, so die zu Augsburg. Dazu kam die an manchen Orten sehr eifrige Propaganda der reformierten Kirche, welche von Zwangsmitteln absah und so den polemischen Gegensatz zwischen beiden Teilen schwächte. Die Täufer lenken vielfach ein, erkennen in der Tauflehre der Reformierten manchen guten Zug und lassen sich durch die mit dem Übertritt verbundenen Vorteile stark imponieren. „Wir bekennen,“ heißt es, „daß wir nicht gedenken, diejenigen zu verdammen, welche ihre Kinder klein taufen lassen; sie scheinen es mit gutem Gewissen zu tun, indem sie sich dabei auf die Beschneidung gründen.“ Darum kann so eine Taufe nützlich sein, wenn ihr eine christliche Erziehung folgt. Drittens fehlte es dem Täufertum ja so ziemlich ganz an einer Gemeindeorganisation. Das Hin- und Herfliehen nahm ein Ende, aber was sollte die neu hereingekommenen, einander unbekannten Glieder zusammenhalten? Die alten Traditionen waren sehr verwischt; die verschiedenen

eigenen Richtungen befehdeten einander; kamen Hutterſche Sendboten zu ihnen, ſo erklärten dieſe ſie für „Welt“ und predigten den Anſchluß an ihre Bruderhöfe als ein weſentliches Mittel, ſelig zu werden. An äußerer Bildung war allenthalben jedenfalls großer Mangel. Die Gemeinden ſchrumpften immer mehr zuſammen und die letzten Reſte ſcheinen durch den 30jährigen Krieg von der Bildfläche des ſüddeutſchen Proteſtantismus vollſtändig weggewiſcht worden zu ſein.

---

# II. Ergehen der Täufer am Niederrhein vor dem 30jährigen Kriege.

10.

**Eine Zeit des Sammelns** waren auch hier die Tage nach der verhängnisvollen Münster'schen Katastrophe. Zunächst glichen die meisten Gemeinden einem von einem schweren Hagelsturm getroffenen Feld. Viele Ähren sind vernichtet; viele geknickt; einige stehen noch; manche richten sich wieder auf. In manchen Städten waren sämtliche Täufer hingerichtet oder verjagt worden; in andern sammelte man sich zeitweilig und floh weiter, wenn es gefährlich schien. Sehr scharf handelte es sich hier darum für die Gemeinden, ihren Unterschied von den Münsterschen Schwärmern darzutun. Denn von diesen suchten sich manche mit ihrem Namen zu decken — ja einige trieben unter der landläufigen Bezeichnung „Wiedertäufer" ein wildes Banditenleben, so ein gewisser Wilhelm in Cleve, der Jahre lang die Polizei in Atem hielt, Schlösser und Bauernhöfe brandschatzte und erst 1580 verhaftet und hingerichtet wurde. Gern sahen aber Behörden und Staatsgeistliche so einen als Genossen der Täufer im allgemeinen an, in welchem sich deren eigentliche Grundsätze spitz und schroff ausgewirkt hatten. Und auch der gewöhnliche Mann war leicht bereit, die Täufer mit den fahrenden Vagabonden und Mordbrennern auf eine Stufe zu stellen und die scharfen Gesetze gegen sie gut zu heißen. Es war daher für diese keine leichte Aufgabe, ihre Umgebung von ihrer Friedfertigkeit und lautern Frömmigkeit zu überzeugen; daß sie hierinnen nicht ermüdeten, noch den Mut zu ihrer Sache verloren, muß ein Ruhmesblatt ihrer Geschichte bleiben. Zudem nahm ihnen ja fortwährend noch

das Edikt von Speier jede Rechte und summarische Hinrichtungen waren auch nach 1555 nicht selten. Trotzdem zeigen die neu durchgesehenen Akten des Kölner Archivs sowie des zu Düsseldorf, daß die in diesen Gegenden gegründeten Täufergemeinden sehr energisch nach 1555 eine Neuverfestigung anstrebten, bei Nacht und Nebel in abgelegenen Häusern und verborgenen Gäßchen ihre Versammlungen zu halten wußten und zu einem weitern Aufbau ihrer Richtung Mut hatten. Sie beteiligten sich wesentlich an der Synode zu Bocholt i. J. 1536 durch einen Johann von Jülich und einem Heinrich von Zütphen. Sie erkannten aber auch die Notwendigkeit eines gemeinschaftlichen Zusammenschlusses und so kam es bei ihnen zu mehreren gutbesuchten Konferenzen. Eine gewisse zähe Idee der Berechtigung des eigenen Standpunktes scheint hier die Täuferkreise beseelt zu haben, was vielleicht teilweise darin seinen Grund hatte, daß hier manche Leute von Rang und Bildung zu ihnen übergetreten waren.

## 11.

**Ein bedeutendes Wachstum** der Gemeinden dieser Gegend gab es in den 40. Jahren, als der Kurfürst Herman v. Wied mit Rom brach. Jedenfalls muß auch Menno Simons Aufenthalt in Köln 1544—1546 von sehr günstigem Einfluß auf sie gewesen sein. Seine in Wort und Schrift vorgetragenen, einfach biblische Anschauungen müssen klärend auf ihre religiöse Erkenntnis eingewirkt haben. Seine Anwesenheit trug dazu bei, ihr äußeres Ansehen zu heben. Er erbot sich, mit den Geistlichen zu Bonn und Wesel zu disputieren und nur a Laskos Verdächtigungen gegen ihn verhinderten dieses. Somit mußte er sich auf eine stillere Wirksamkeit beschränken und bald weiter ziehen. Es fanden sich aber hier Männer, welche in seinem Geist und mit seiner Energie weiter wirkten. Unter diesen sind besonders ein Lembgen und **Thomas Imbroich** merkwürdig. Letzterer war von

Haus aus ein Seidenkrämer, empfing um 1554 in Köln die Taufe und taufte später in Süstern. Ebenso wird ein gewisser Adrian erwähnt als „ein sehr heilig Mann" und „ein frommer Antonio." Diese und andere betrieben eine so eifrige Propaganda, daß die Regierung erneute Nachforschungen über das gesamte Täufertum dieser Gegend anstellen ließ. Die Resultate waren äußerst überraschend. Eine solche Zähigkeit und Anziehungskraft der Richtung hatte man nicht erwartet. Man erfuhr, wie fein und klug die Täufer sich in die Zeitlage zu schicken verstanden, aus einer Ortschaft in die andere zogen, ihre Versammlungen still und zur Nachtzeit abhielten u. s. w. Überraschend war auch die Entdeckung, daß in manchen Dörfern und Städten nicht nur Bauern, Weber, Tagelöhner u. s. w. zu den Täufern gehörten, sondern auch Kaufleute und Beamte, ja Kaplane und Geistliche der Staatskirche. Sogar auf Schlösser und Burgen wurden ihre Apostel eingeladen, Prinzen und Prinzessinnen nahmen sich ihrer an, so i. J. 1561 der Prinz von Brabant. Der eine und andere dieser Adligen trat sogar zu ihnen über und ließ sich taufen, so eine Frau v. Mulstrom. In den bedeutendsten Städten bestanden Täufergemeinden, so in Aachen, Soest, Mastricht, Köln, Gladbach. In Köln betrug die Gliederzahl um 1562 über 100 und aus Gladbach berichtete der Abt 1574, es gehörten 150 Familien den Täufern an und i. J. 1622 soll hier die Gliederzahl 500 betragen haben, von denen manche den höhern Ständen angehörten. Das ganze damalige Herzogtum Jülich steckte voller Täufer. Auch im Bistum Münster erhielten sich die Gemeinden noch lange. Auch hier standen adelige Familien auf ihrer Seite und schützten sie auf ihren Gütern. Das Schloß eines Grafen von der Recke bei Essen war lange ein Mittelpunkt der Täufer. In Bocholt bestand eine ansehnliche Gemeinde. Von wesent=

licher Bedeutung für die Erhaltung und Verbreitung der Ideen der Täufer am Niederrhein sind die mährischen Sendboten gewesen, welche unermüdlich und mit Todesverachtung diese Gegend durchzogen, um Proselyten für ihr Gemeindewesen zu gewinnen, dabei aber auch die allgemeinen Ideen ihres Standpunktes betonten. Hinter ihnen waren die Regierungen scharf her. Wohl der eifrigste von ihnen war Hans Schmidt, welcher i. J. 1558 zu Aachen mit sechs Genossen hingerichtet wurde.

12.

**Der Bekenntnisstandpunkt** dieser Gemeinden erweist sich um 1550 als ein geklärter. Die Hofmannschen Überspanntheiten waren überwunden. Im allgemeinen stand man auf dem Boden der Ansichten Menno Simons, wenn auch mancher Punkt freier vertreten wurde. Manche Diener am Wort wie der begabte Thomas Imbroich verfaßten kleine Bekenntnisschriften, woran die Gemeinden ihre religiöse Erkenntnis nährten. Dazu kamen auch hier die Briefe der Märtyrer, welche im stillen von Hand zu Hand gingen. Um 1550 nannten sich die Gemeinden hier noch: „Die christliche Gemeinde“ oder: „Die Gemeinde Jesu Christi“ oder auch: „Bruderschaft.“ Lästerzungen heißen sie jetzt noch: „Synagogen.“ Erst am Schluß des 16. Jahrhunderts wird ihnen die Bezeichnung „Symoniten,“ „Mennoniten,“ auch „Mennisten“ beigelegt, welche sie dann selbst von sich gebrauchen.

Gegen die römische Kirche verhielten sie sich streng ablehnend. Den Papst heißen sie den „Antichristen“ und die Messe ist ihnen ein Greuel. Gegen die „steinernen Kirchen“ zeigt sich entschiedener Widerwille, lieber kommen sie in den Häusern ihrer Genossen zusammen. Die Gemeindeleitung besorgen Älteste und Lehrer. Man war sehr vorsichtig bei der Aufnahme neuer Glieder, lehrte und prüfte sie lange, ehe man sie taufte. Daher bildete kaum der dritte Teil der

regelmäßigen Versammlungen die eigentliche Gemeinde. Es kam daher auch selten vor, daß ein Bruder den andern verriet. Selbst die Folter richtete da nichts aus. Die Taufe empfing man knieend, indem dem Täufling Wasser auf den Kopf gegossen wurde. Die Abendmahlsfeier war sehr einfach. Anstatt des Ausdrucks Sakrament brauchte man die Bezeichnung „heilige Handlung." Die Gelder der Gemeinde wurden von besondern Diakonen verwaltet. Diese gaben davon den Armen und Lehrern nach Bedürfnis. Auch hier war die Frage nach der Grenze des Bannes eine brennende. Man übte ihn lange in scharfer Weise und schloß den aus als ein „abgesägtes Glied," welcher andere Kirchen besuchte. Die extremsten Ansichten darüber scheinen sich hier aber nicht eingewurzelt zu haben. Von den friedlichen Gesinnungen, welche hier die Gemüter bewegten, legt die Entstehung des sogenannten „Konzeptes von Köln" Zeugnis ab, welches im Jahr 1591 fünfzehn Prediger und Lehrer abfaßten, das der persönlichen Erkenntnis viel Spielraum gewährte und die nochmalige Taufe bei Gliedern der Gemeinschaft verwarf. Auch auf der Synode zu Dortrecht 1632 waren niederrheinische Täufer anwesend, so ein Herman op den Graff von Krefeld.

## 13.

**Drohungen, Bedrückungen und Verfolgungen** aller Art blieb auch hier zunächst die entschiedene Politik der Regierung gegen die Täufer. In der ersten Zeit nach 1535 suchte man sie unter der Anklage des staatlichen Aufruhrs hinzurichten. Und es fanden sich auch noch einige David Joristen, die ohne weiteres den andern beigerechnet wurden. Manche wurden aber auch bloß wegen der nochmaligen Taufe abgetan. Ihre Bücher und Schriften wurden konfisciert. Nachgerade setzt auch hier eine mildere Gesinnung gegen sie ein. Man beginnt sie als Verirrte zu behandeln. In den Kirchen soll

für sie gebetet werden, damit sie zum alten Glauben zurückkehren. Tun sie das nicht, „dann soll man mit ihnen nach dem Befehl Christi und seiner Apostel handeln.“ Bei dem letzten Bekehrungsversuch half die Folter, dann kam der — Scharfrichter. In Köln wurden um 1565 eine ganze Anzahl Täufer eingekerkert. Als sie trotz aller Drohungen bei ihren „Irrtümern“ blieben, übergab man sie dem Henker, sie zu „rechtfertigen.“ Nachforschungen der Behörden ergaben, wie zäh sich die Gemeinden hielten, wie eifrig die Schriften eines Thomas von Imbroich und anderer „Winkelprediger“ gelesen wurden und wie weitgehend man untereinander verkehrte. Das setzte Klerus und Beamte immer wieder in Harnisch gegen sie. Man will sich ihrer zum mindesten entledigen. Edikte verordneten, daß alle Täufer an gewissen Tagen auf dem Amt erscheinen, ihren Glauben abschwören oder vertrieben werden sollen. Da sie sich in Jülich besonders allgemein verbreitet hatten, so herrschte hier eine sehr bittere Stimmung bei der Obrigkeit gegen sie. Das zeigen die Erlasse des Herzogs vom Jahre **1565** und **1622**. Da heißt es: Diese von allen Potentaten verdammten Ketzer seien durch die Nachlässigkeit der Beamten eingeschlichen, bereichern sich, lassen ihre Prediger in Winkeln, Gräben, Busch und Wäldern ihr Wesen treiben und der katholischen Leute, Kinder, Knechte und Mägde für sich gewinnen. Darum soll man auf alle Anhänger Menno Simons und des David Joris acht haben, sie vor Gericht ziehen und bestrafen. Sonderlich sollen Amtleute gute Aussicht auf Büsche, Heiden und Brücken üben, „wenn der Mond voll wächst und an Festtagen,“ weil dann diese Winkelprediger gern ihre Versammlungen haben. Man soll sie nicht dulden; kein Verkehr mit diesen „gotteslästerlichen Sekten“ soll erlaubt sein. Wer ihnen Obdach giebt, des Haus soll niedergerissen werden. Wer seine Ketzereien nicht wiederruft, soll verwiesen werden und sein Vermögen nicht mitnehmen

dürfen, — ein Umstand, aus dem Soldaten und Beamten Vorteil zogen. Einen wehmütigen Eindruck machen noch heute die im Düsseldorfer Archiv befindlichen Akten mit den Rechnungen für die Arbeit der Geistlichen und Richter, — für Stricke, Kerzen im Turm und dergleichen mehr.

14.

**Ein passiver Widerstand** war auch hier die Antwort der Täufer auf alle gerichtlichen Maßregeln gegen sie. Schmach und Verfolgung gehörte ja zu den geschichtlich gewordenen Zügen ihrer Eigenart. Manche flohen aus dem Lande und suchten sich in Holstein und Preußen eine neue Heimat. In vielen Fällen entwaffnete aber ihr stilles, gediegenes praktisches Christentum den Haß ihrer Feinde gegen sie. Es fanden sich leider auch in ihren Reihen Fanatiker, welche sich zum Beispiel an der Bilderstürmerei in den Niederlanden um 1560 beteiligten. Das waren aber Ausnahmen und auch die Behörden lernten das einsehen. Sehr offen traten die Täufer aber mit ihrem Anspruch, eine berechtigte Richtung zu sein, da auf, wo sich eine günstige Gelegenheit hiezu bot. Eine solche gab es zu Anfang des 30jährigen Krieges, als die Ideen religiöser Toleranz bis zu einem gewissen Grad erörtert wurden. Einige Gemeinden reichten da bündige Vorstellungen bei den Behörden ein, man möge sie doch bei ihrem Glauben lassen und sie in ihren Versammlungen nicht stören. Wohl verstand sich kein Beamter dazu, solche Gesuche öffentlich gelten zu lassen, aber Eindruck machten sie doch. Es fanden sich auch sonst bedeutende Stimmen, welche das Täufertum als eine harmlose Bewegung bezeichneten und die bittere Verfolgung dieser Leute rügten. So ein Cassander in Köln um 1566. Das veranlaßte manchen Beamten nicht weiter zu gehen, als er mußte. Unter der Hand aber duldeten viele die Täufer als Pächter und Arbeiter auf ihren Gütern infolge ihres Fleißes

und ihrer Zuverlässigkeit. Hin und wieder wagt es auch jemand sie zu rühmen. So ein reformierter Prediger aus Kempen. Dieser schrieb im Jahre 1547: „Hier sind nur wenige Wiedertäufer und diese verhalten sich ruhig und still.“ Mit allen ihren Drohungen erreichte die Regierung ihr Ziel nicht. Es gingen wohl manche auch hier zur reformierten Kirche über, meistens aber folgten die Kinder der Täufer dem Glauben ihrer Eltern und erwiesen sich auch in Verfolgungszeiten als bekenntnistreu. Auch manche Flüchtlinge kehrten wieder zur alten Heimat zurück. Am Ende des 16. Jahrhunderts kam man auch an manchen Orten zu der Methode, sich von den Täufern, wie von den Juden, ein gewisses Schutzgeld zahlen zu lassen und sie dann zu dulden.

15.

Auch im benachbarten **Ostfriesland** vermochten sich die Täufer in kleinen Gemeinden zu halten, so in Emden, Norden, Leer und andern Orten. Die tolerante Stellung der Regierung gegen sie in den 30er und 40er Jahren ließ sie hier sogar eine Art von Asyl finden, das vielen willkommen war, als es in den Niederlanden scharf über sie herging. Manche zogen dann von hier weiter nach Holstein und den Küsten der Ostsee. Einige kehrten aber auch wieder in die alte Heimat zurück, als dort die blutigen Verfolgungen aufhörten. In den 70er Jahren scheinen dann die Gemeinden dieser Gegend wieder zu einem erneuten Wachstum gekommen zu sein, namentlich muß die Gemeinde zu Emden sich in dieser Hinsicht hervorgetan haben. Die reformierte Geistlichkeit dieser Stadt beschwerte sich nämlich beim Grafen Eduard, daß sich die „Wiedertäufer“ täglich mehrten, große Handelsgeschäfte trieben und in ihren Konventikeln mit Predigen und Lehren voran gingen. Damit begannen eine Reihe von Plackereien gegen sie, welche teils aus Neid und Habsucht, teils aus konfessioneller Beschränktheit hervor-

gingen. Der Graf war ein Sektenfeind und erließ scharfe Mandate gegen sie. Man solle ihre Einwanderung verhüten; niemand solle ihnen Land und Gut verkaufen; ja, die mennonitischen Untertanen sollten ihr Vermögen verlieren, wenn sie sich nicht zur reformierten Kirche bekehren würden. Im Jahre 1582 wurde dieses Edikt von seinem Nachfolger wiederholt. Gewisse Geldzahlungen scheinen jedoch beide befriedigt zu haben und damit fand die Regierung den für sie praktischen Weg, die Mennoniten gewähren zu lassen. Im Jahre 1626 erließ dann Graf Rudolf Christian einen förmlichen Schutzbrief, in welchem er ihnen gegen eine jährliche Abgabe von sechs Talern per Person erlaubte, ihre Religion heimlich zu betreiben, aber ja keinen mit süßen Worten zu sich hinüber zu locken. Im Jahre 1644 trat wohl noch ein Umschwung ein, indem allen Mennoniten befohlen wurde, das Land zu räumen. Aber sie wußten sich auch weiterhin, wenn auch unter mancherlei Bedrückungen zu halten, bis Ostfriesland an Preußen fiel, das sie von vornherein gegen ein bestimmtes Schutzgeld in ihrer Sonderstellung gewähren ließ.

---

# III. Die süddeutschen Täufer vom 30-jährigen Kriege bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts.

16.

**Der dreißigjährige Krieg** war für den gesamten Protestantismus eine Katastrophe, wie ihn kaum eine schlimmere hätte treffen können. Er schien in seinem eigentlichen Heimatlande, dem deutschen Reich, dem Untergang anheimfallen zu müssen. In äußerer Beziehung wurde das Land zu einer Wüste, die Bevölkerungsziffer sank von 16 Millionen bis auf vier; die Pflege der Wissenschaften kam beinahe zum Stillstand; die Sitten verrohten und die Religion wurde zur Politik, wo das Recht des äußerlich Stärksten gilt und die Sache entscheidet. Damit erschien der Glaubenszwang auch fernerhin für berechtigt und die vermeintliche Pflicht des Staates, religiöse Verirrungen mit Folterwerkzeugen und Hinrichtungen bekämpfen zu müssen, vollzog in den sogenannten Hexenprozessen seine Selbstverurteilung. Wie man gegen die Täufer gewütet hatte, so spannte man nun fromme Frauen und Jungfrauen auf die Folter, erzwang von ihnen, was man hören wollte und weihte sie dann einem schmachvollen Tode. Es nahm manches Jahr, ehe die leidenschaftlich aufgeregten Gemüter zur Ruhe kamen und sich die im eigentlichen Wesen des Protestantismus ruhenden Ideen der religiösen Toleranz heraus zu arbeiten vermochten. Kein Wunder aber, daß sich die Täufer und Mennoniten angesichts dieser Greuel in ihrer Auffassung der Nichtberechtigung wahrer Kinder Gottes, weder sich zu rächen noch das Schwert überhaupt zu nehmen, nur verfestigten. Je mehr aber die Einrichtung stehender Heere die moderne Verpflichtung jedes Bürgers zum Waffendienst anbahnte, um so mehr mußte ihr Grundsatz von

der Wehrlosigkeit in den Vordergrund ihrer Beziehung zum Staate treten. Nicht mehr war ihre Übung der Erwachsenentaufe ihr Hauptverbrechen, sondern mehr und mehr ihre Weigerung, für den Staat in irgend einem Fall die Waffen zu führen. Wollte früher der Staat jede religiöse Einzelheit bestimmen, so sollte jetzt mehr und mehr seine Politik alle religiösen Empfindungen und Überzeugungen überschatten. Dieser Ansicht widersetzten sich die Täufer und wollten sich auch fernerhin nicht befehlen lassen, ihre Feinde einfach tot zu schlagen. Da sie sich aber sonst als ein vorzügliches Bevölkerungselement erwiesen, so kam nachgerade fast jede deutsche Regierung mit Ausnahme der jesuitisch beherrschten, dazu, gegen spezielle Abgaben, sie in ihrer Sonderstellung gewähren zu lassen, wenn auch meistens mit Ausschluß vieler wertvollen Rechte.

## 17.

Zu einem **neuen süddeutschen Täufertum** kam es durch eine zu Zeiten massenhaft einsetzende Einwanderung aus der Schweiz. Ohne diesen Umstand wären hier wohl keine weitern Gemeinden gegründet worden. In interessanter Weise werden den von Süden her kommenden Flüchtlingen die alten Reichsgesetze gegen solche Ketzer beiseite gesetzt und ihre wirtschaftlichen Fähigkeiten ausgenützt. Manche von diesen blieben zunächst im südlichen Elsaß sitzen, andere zogen sofort oder bald weiter den Rhein hinab, um irgendwo eine Stätte zu finden, wo ihr Fuß ruhen konnte. Recht dramatisch nimmt sich die Erzählung aus, daß eines Tages der Pfalzgraf Karl Ludwig über die Verbesserung seines durch den langen Krieg so tief herunter gekommenen Landes nachgedacht habe und eben im Begriff gewesen sei, seine Räte zusammen zu rufen, um über diesen Punkt zu verhandeln, als die Meldung eintraf, an der Grenze seines Landes stünden aus Bern in der Schweiz vertriebene Täufer, welche sich gern in seinem Gebiet ansiedeln möchten, wenn sie ruhig

ihres Glaubens leben dürften. Und er ließ sich durch den Hinweis darauf, daß diese Leute zu den berüchtigten „Wiedertäufern“ gehörten, nicht beirren, sondern verhieß ihnen Schutz und Glaubensfreiheit, wenn sie ihm Treue und Gehorsam geloben und ehrbar und fleißig leben wollten. Wohl war es für sie eine schwere Sache, die im Krieg niedergebrannten Höfe und verwilderten Felder in stand zu setzen, aber bald befanden sich ihre Güter in vorzüglicher Verfassung. Sie besaßen das schönste Vieh und erzielten die reichsten Ernten. Das schuf ihnen den Neid ihrer Nachbarn und einer derselben beschuldigte einen mennonitischen Landwirt beim Kurfürsten, bei dessen Durchreise, der Falschmünzerei. Der Fürst fragte diesen nach dem Prägestock seines falschen Geldes. Da zeigte ihm der Mann seine schwieligen Hände. Das leuchtete dem Regenten ein und er ermunterte ihn, auch seine Kinder solch Münzenschlagen zu lehren zu ihrem und des ganzen Landes Wohl. Sogar in Mannheim ließ er 1674 die Täufer sich niederlassen unter der Bedingung, daß sie keine Propaganda trieben. Still hielten sie hier bei ihrem Ältesten ihre Andachten und waren gut gelitten. Die Unduldsamkeit der reformierten Regierung in der Schweiz und die Toleranz des reformierten Kurfürsten von der Pfalz hat also das süddeutsche Täufertum nach 1648 in Fluß gebracht.

## 18.

**Sehr mißlich gestalteten sich die Verhältnisse der neuen Gemeinden und Kreise am Schluß des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts.** In brutaler Weise ließ ja Ludwig der Vierzehnte im Jahre 1689 diese Gegend verwüsten und auch an 240 Täuferfamilien wurden von Haus und Hof vertrieben und mußten ihr Eigentum in Flammen aufgehen sehen. Sie flüchteten sich auf kleine Inseln im Rhein und wären im Elend umgekommen, wenn sich die Brüder am Niederrhein

und in den Niederlanden ihrer nicht angenommen hätten. Diese aber brachten an 50,000 Gulden zusammen — sandten Schiffe mit Lebensmitteln und Kleidung den Rhein hinauf und ließen viele der Armen nach Neuwied, Krefeld und Amsterdam kommen, wo sie weiter versorgt wurden. Die andern, welche zu ihren alten Heimstätten zurückkehrten, hatten hier von vorn anzufangen, entbehrten aber irgend welcher Begünstigung seitens der Regierung, indem der neue Kurfürst, welcher den Thron bestiegen hatte, der römischen Kirche angehörte und für freikirchliche Richtungen keine Sympathie hegte. Nur unter vielen Bedingungen und Bedrückungen erlaubte er den Vertriebenen, im Lande zu bleiben und sich neu anzubauen. Aber die Pachtabgaben waren hoch; die Täufer sollten nur ihre Leute als Arbeiter anstellen dürfen u. s. w. Diese aber verstanden es, sich auch in harte Lagen zu schicken und durch eisernen Fleiß und Sparsamkeit fertig zu werden. Es entstanden einige hoffnungsvolle Gemeinden, so die zu Mannheim. Aber die frühern Jahre einer gewissen befriedigenden wirtschaftlichen Stellung wollten nicht wieder einsetzen. Bald hier, bald dort gefiel sich die Regierung in drückenden Maßregeln. So auch im benachbarten Elsaß. Hier hieß der französische König 1712 die Täufer plötzlich das Land räumen und wenn der Befehl auch nicht summarisch ausgeführt wurde, so flüchteten doch viele zu den Brüdern in der Pfalz und suchten dort Schutz und Hilfe. Dasselbe taten die Flüchtlinge aus der Schweiz. Die Pfälzer hatten aber meistens selbst nur wenig, teilten wohl getreulich ihr Stücklein Brot mit den Armen, vermochten sich aber in diesen Jahren in ihren wirtschaftlichen Beziehungen kaum über Wasser zu halten.

19.

**Massenhafte Einwanderungen von Täufern aus der Schweiz**, welche bald meistens nur weiter wollten, stellten

überhaupt den Pfälzerbrüdern nicht geringe Aufgaben. So kamen im Jahre **1671** an 700 Personen über die Grenze, welche sich nicht lange im Elsaß zu halten vermochten, sondern den Rhein hinab nach Heidelberg und weiter nördlich zogen. Sie waren von allem entblößt und bedurften der Mithilfe. Tileman von Bracht, der letzte Herausgeber des Märtyrerspiegels, besuchte sie und konnte daheim zuverläßigen Bericht über ihre Lage geben. Hier interessierte sich besonders ein Kaufmann, Hans Flaming, für diese armen Flüchtlinge. Er setzte sich mit einem Valentin Hüetwol in Kriegsheim in Verbindung und erfuhr genaue Einzeltheiten über sie. Sie besaßen so gut wie nichts, schliefen auf Strohlagern und waren mit dem Bescheidensten zufrieden. Es fanden sich besonders die Familiennamen Ummel, Beigler, Engel, Stauffer, Wälty, Eymann, Lichti und andere unter ihnen. Hüetwol meinte, wenn sich jede Familie Wagen, Pflug und zwei Ochsen anschaffen könnte, dann würden sie schon voran kommen. Manche von ihnen hatten auch den einen oder andern Gatten zurück gelassen. Die holländischen Brüder halfen nach Kräften und sandten ihnen an 11,000 Thaler. Auch von den Berner Flüchtlingen im Jahre **1711** blieben viele in der Pfalz hängen und wären wohl im Elend verkommen, wenn die holländischen Brüder nicht wiederum so nobel geholfen hätten. Aber auch die pfälzischen Brüder taten, was sie konnten, gerieten jedoch bald selbst infolge von Mißwachs und Überschwemmungen in bittere wirtschaftliche Schwierigkeiten, so daß auch sie nach Holland die Bitte um finanziellen Beistand richten mußten. Und sie baten nicht umsonst. Diese Mildtätigkeit der holländischen Brüder gegen ihre bedrängten Glaubensgenossen bleibt ein unverwelklicher Ruhmeskranz in ihrer Geschichte. Auch deutsche Gemeinden wie die zu Altona haben da mitgeholfen. In der Pfalz selbst setzte aber nachgerade ein förmliches Auswanderungsfieber nach Amerika ein. Die wirtschaftliche

Lage war drückend, die Regierung gefiel sich in immer neuen Beschränkungen der Täufer und Geldansprüchen, — da wurde das Fortziehen bei vielen eine Art von Verzweiflungsakt. Zunächst gingen solche fort, welche einige Mittel hatten; ihnen folgten andere mit Erwartungen von Mithilfe seitens der holländischen Brüder. Und diese gaben manchen Gulden her, erklärten aber schließlich doch sehr bestimmt, daß sie keine bodenlose Auswanderungskasse besäßen. Dieses Fliehen und Verziehen so vieler ließ aber auch die fester sitzenden Brüder längere Zeit zu keinen recht befriedigenden Zuständen kommen.

20.

Auch **die kirchlichen Verhältnisse** vermochten sich in so einem mißlichen Rahmen der äußern Umstände nicht recht gedeihlich zu entwickeln. Die meisten Gemeinden entstanden wohl in den Ortschaften, wo schon früher solche gewesen waren. Neuere Funde in den Archiven zeigen das; so läßt sich die Chronik der Täufer zu Kriegsheim bis zum J. 1608 verfolgen. Im J. 1618 ist die Kirche in Monsheim erbaut worden. Die meisten festen Gemeinden dieser Gegend, welche zu eigenen Gotteshäusern kamen, datieren erst vom Schluß des 17. Jahrhunderts. Der äußere Druck hemmte jede Entfaltung eines gesunden kirchlichen Lebens. Noch i. J. 1728 erklärte der Kurfürst von der Pfalz, die Täufer würden in seinem Lande nur geduldet. Das zeigte sich in vielen Extrasteuern, welche er von ihnen eintrieb, in dem Verbot, ihre Toten auf öffentlichen Friedhöfen zu beerdigen, in Gesetzen, welche das Heiraten sehr erschwerten u. s. w. Der König von Preußen verwandte sich daher bei ihm für die Bedrückten. Ohne die geheime Mithilfe der holländischen Brüder wären sie nicht imstande gewesen, die Habsucht des Fürsten zu befriedigen. Dazu kamen in den 40er Jahren Viehseuchen und Einquartierung

großer Truppenmassen, was viele zur Auswanderung nach Baiern und Württemberg oder Amerika veranlaßte. Die Dableibenden setzten sich meistens auf großen Pachtgütern fest, welche früher Klostereigentum gewesen und nachher in die Hände des Adels gelangt waren. Diese Güter trugen den Namen „Hof" — also „Münsterhof," „Weierhof" u. s. w. Vielfach ist aus so einem Hof ein kleines Dorf geworden. Die Pächter trieben alle Erwerbszweige, welche einiges Einkommen versprachen,— so Getreidebau und Obstkultur, besonders Weinbau. Ebenso braute man Bier und Branntwein. Das kirchliche Leben blieb da auf die bescheidensten Ansprüche beschränkt, woran man ja freilich von der Schweiz her gewöhnt war. Auf einer Synode im Elsaß **1660** hatten die Diener am Wort das Dortrechter Glaubensbekenntnis angenommen, aber das durch Jakob Amman 1692 gestiftete Schisma entfremdete auch hier manche Gemeinden von den andern. Um 1750 kam dann für die Pfälzerbrüder mehr staatliche Freiheit. Der damalige Kurfürst erklärte, sie hätten in ihrem Lehrsystem nichts, was sie abhielte, gute Staatsbürger zu werden. Zunächst fehlte es ihnen aber sehr an einem gesunden Zusammenschluß. So kam es zu Ostern d. J. 1766 im ganzen Pfälzer Oberland zu keinem Abendmahl. Ohne die Gemeinde zu fragen, hatte einer der Ältesten vier Diener am Wort abgesetzt. Man berief Brüder aus der Schweiz, um den Streit schlichten zu helfen, aber es gab Verhandlungen und Briefwechsel wegen dieser Sache von Basel bis nach Neuwied und Danzig. Erst i. J. 1782 gelang es Schweizer Delegaten auf einer Konferenz auf dem „Himmelhäuserhof" in der Unterpfalz eine Versöhnung herbei zu führen. Dem Amsterdamer Archiv verdanken wir eine genaue Statistik der Gemeinden aus der Zeit um 1730. Nach derselben befanden sich oberhalb Mannheim 13 Gemeinden mit 160 Familien und weiter südlich 14 Gemeinden mit 458 Familien.

21.

Als **bedeutende Männer** der süddeutschen Gemeinden dieser Zeit notieren wir uns einen Benedikt Brechtbühl aus Bern, welcher 1710 nach Holland geführt wurde, dann aber nach Mannheim zog, wo er der Gemeinde bald als Lehrer diente. Er wurde im folgenden Jahr der Vertrauensmann der holländischen Kommission in ihrem Verkehr mit den Berner Flüchtlingen. Ebenso verhandelte er mit dem König von Preußen behufs einer Niederlassung von Täufern in seinem Lande. In jeder Beziehung leistete er seinen Glaubensgenossen sehr wertvolle Dienste. Dasselbe läßt sich von einem Hans Burkholder von Geroldsheim sagen, welcher die von der holländischen Behörde des „Fonds für buitenlanische Nooden" nach der Pfalz gelieferten Gelder verwaltete, worüber noch heute im Amsterdamer Archiv die Urkunden und Quittungen vorliegen. Teils zur Beschaffung von Lebensmitteln, teils zur Befriedigung der Regierung, dann auch zur Unterstützung armer Emigranten sind diese Gelder verwendet worden. Im J. 1753 starb er und sein Sohn folgte ihm in seinem Amte, bewährte sich aber leider nicht. Eine ungewöhnliche Erscheinung war ein Valentin Dahlom. Im J. 1783 wanderte er mit einer Gruppe Glaubensgenossen ins Nassauische Land und wohnte hier als Pächter auf dem Gute eines Herrn Kruse in Mosbach. Er und die andern bildeten hier eine Gemeinde flämischer Richtung, der er als Ältester diente; ebenso diente er der Gemeinde zu Neuwied. Er war ein Talent. Ohne eine höhere Schule besucht zu haben, war er der alten Sprachen mächtig und schrieb Abhandlungen theologischer und allgemein wissenschaftlicher Art. Man hieß ihn den Bauernphilosophen. Insonderheit leistete er den Gemeinden bei der Abfassung eines neuen Formularbuches wichtige Dienste. Nach seinem Tode ist seine Gruppe bald verzogen. Auch der Älteste Peter Weber zu

Neuwied war ein sehr treuer Mann auf seinem Posten. Auf landwirtschaftlichem Gebiet hat sich in der Pfälzer Geschichte ein **David Möllinger** einen Namen gemacht. Er wohnte in der Gegend von Pfeddersheim und bewirkte durch seinen genialen Versuch, welcher glänzend glückte, kahle Höhen vermittelst des Anbau's von Esporsette mit Hilfe von Gypsdüngung für Futtergewinnung wertvoll zu machen, im J. 1787 einen förmlichen Umschwung im Wirtschaftsbetrieb jener Gegend. Dann sei noch ein Prediger Adam Krehbiel erwähnt, welcher v. J. 1766 bis zu seinem Tode 1804 in der Gemeinde auf dem Weierhof in großem Segen wirkte. Mit Tersteegen stand er in lebhaftem brieflichen Verkehr, besuchte ihn auch zuweilen in Mühlhausen, verbreitete seine Schriften und schrieb einer derselben die Vorrede. Dieser nannte ihn einen Mann nach dem Herzen Gottes. Sehr entschieden glaubte Krehbiel an die Berechnungen Bengels, daß um 1836 das 1000jährige Reich anbrechen werde. Am Abend seines Lebens hatte er noch den Schmerz durchzukosten, daß sein liebes Gotteshaus durch französische Krieger in eine Kaserne verwandelt wurde; somit verlegte er die Versammlungen in seine bescheidene Wohnung, durfte dann aber bald in die obere Heimat abgehen.

---

# IV. Die niederrheinischen Mennoniten vom 30jährigen Krieg bis auf die Gegenwart.

## 22.

**Der 30jährige Krieg** erwies sich auch für die Mennoniten am Niederrhein als ein großes Unglück. War jene Gegend auch nicht der Schauplatz dieses Riesenkampfes, so hatte sie doch unter den vielen Truppenzügen und Kriegssteuern schwer zu leiden. Natürlich mußten hier die Mennoniten meist zuerst dran, wenns zum Zahlen kam. Das brachte manche in große wirtschaftliche Not und nicht wenige auf den Gedanken der Auswanderung. Man zog zunächst nordöstlich in die holsteinschen Lande, so die Familie Roosen, später mit dem Jahre 1683 nach Amerika. Neuere Forschungen ergeben jedoch, daß die Zahl der Gemeinden und ihrer Glieder in dieser Gegend weit größer gewesen ist, als man das oft annehmen wollte. Von einer energischen Verfolgung derselben stand hier die Regierung in dieser Zeit ab, bemühte sich aber, sich dafür auf dem Wege rücksichtsloser Gelderpressungen gleichsam schadlos zu halten. Binnen weniger Wochen sollten oft die Einwohner gewisser Ortschaften große Summen zahlen. In einem solchen Fall belief sich die einer sehr mäßigen mennonitischen Gemeinde abgepreßte Summe auf 28,000 Gulden. Dies brachte die eine und andere Familie förmlich an den Bettelstab. Trotzdem hielt man treulich am väterlichen Glauben fest und suchte durch Fleiß und Sparsamkeit wieder empor zu kommen. Wenn hier auch manche Leute von Adel und Bildung der Gemeinde angehörten, so bestand die größere Gliederzahl derselben doch aus Webern und Arbeitern und auf dem

Lande aus Bauern, welche sich ihren Gutsbesitzern als zuverlässige Leute erwiesen und daher gern gelitten und geschätzt wurden.

23.

**Der Überfall der Mennoniten zu Rheydt i. J. 1694** ist wohl das letzte Ereignis dieser Art in der untern Rheingegend. Schon längere Zeit vorher hatte der Kurfürst Johann Wilhelm den dortigen Beamten scharfe Weisungen bezüglich der „Wiedertäufer" zugesandt, obschon sich einige derselben dieser Gehaßten annahmen. Immer bestimmter erklärte der Fürst, sie auch gegen hohe Geldabgaben nicht dulden zu wollen. Trotzdem schützten manche Herrschaften sie auf ihren Pachtgütern; so auch die zu Rheydt, wo eine kleine Gemeinde schon an dreißig Jahren ruhig gewohnt und alle Abgaben pünktlich gezahlt hatte. Da erschienen plötzlich am 16. Juli 1694 in früher Morgenstunde drei Kommissäre mit einer Gruppe Bauern und Soldaten auf dem Schloß und schleppten an dreißig Personen fort, darunter Frauen und Kinder. An Stricken gebunden führte man sie einen Weg von vier Meilen. Wollten die Gefesselten vor Müdigkeit umsinken, so hieß es: „Fort, ihr Hunde, fort!" Man wollte mit ihnen tatsächlich noch einmal nach den alten kaiserlichen Gesetzen verfahren, spannte einige von ihnen sogar auf die Folter und stellte ihnen die Wahl zwischen der Bekehrung von „ihrem verdampten und verfluchten Glauben" und sofortiger Hinrichtung. Schließlich erbot man sich, ihnen gegen ein Lösegeld von 12,000 Gulden das Leben zu schenken. Da die armen Leute jedoch nichts hatten, so wurde der Betrag auf 8,000 Gulden reduziert. Diese wandten sich nun an die Gemeinden zu Krefeld und Amsterdam um Hilfe. Und diese nahmen sich ihrer tatkräftig an, so daß sie die Habsucht des Grafen befriedigen konnten. In großer Dürftigkeit kamen die Entlassenen in Krefeld an

und wurden hier liberal versorgt, indem die Soldaten und Bauern ihre Sachen daheim zerschlagen und fortgeschleppt hatten. Aber die holländischen Brüder veranlaßten auch ihre Regierung und auch den König von England, Wilhelm III., sich der Gemißhandelten beim Pfalzgrafen anzunehmen. Letzterer schrieb sogar an den deutschen Kaiser Leopold, sich doch für die trefflichen, alles Lobes würdigen Mennoniten beim Kurfürsten zu verwenden. Und der Kaiser tat dieses, — jedenfalls der erste Fall in der Geschichte des deutschen Reiches, daß sich die Krone selbst der wegen ihrer Erwachsenentaufe und ihrem Bekenntnis der Wehrlosigkeit verfolgten Mennoniten angenommen hat. — Die erpreßten Summen gab nun wohl der Kurfürst nicht heraus, aber er erlaubte, daß die Betreffenden ihre Güter in Rheydt verkaufen, sich sonst in seinem Lande niederlassen und Gewerbe und Handel treiben dürften.

24.

**Ein bedeutendes Sinken des Gemeinschaftsbestandes** dieser Gegend vollzog sich sodann im 18. Jahrhundert. Zunächst durch die Auswanderung. Seitdem das Gesetz gefallen war, daß die „Ketzer" von ihrem Vermögen nichts mitnehmen dürften, verkauften ganze Familienkreise ihr Hab und Gut und zogen fort — nach Holland, der Ostseeküste, England und Amerika, — zumal daheim manche Plackereien fortdauerten. Die Fortziehenden bildeten natürlich nicht das wertloseste Element der Bevölkerung. Diejenigen blieben oft ruhig daheim, welche nichts zu verlieren hatten oder denen ihr Glaube wenig galt. Es waren Männer und Frauen von Geist, Charakter und merkantiler Tüchtigkeit, welche sich in der Fremde ihr Brot suchten. Insonderheit haben die nach Amerika Verzogenen den rapiden industriellen Aufschwung der hiesigen Ansiedlungen herbei führen helfen, deren Bevölkerungs-

element sie wurden. Ihr angestammtes Heimatsland beraubte sich aber durch seine von religiöser Intoleranz getragene Politik viele seiner wertvollsten Kräfte.

Anderseits führten viele Übertritte zur reformierten Kirche den Niedergang mancher mennonitischen Gemeinden herbei oder bildeten den letzten Ausläufer ihrer Geschichte. Die lutherische Kirche stand ihnen viel schroffer gegenüber. So ereiferte sich ein lutherischer Pastor über einen Kollegen, welcher mit einem Täufer disputiert hatte, in folgender Weise: „Der Teufel brachte einen neuen Ketzer hervor; durch den lehrte er, Gott wäre so barmherzig, daß er ließe keinen Menschen verdammt werden, darum würde jeder in seiner Religion selig. Dies war ein frommes, barmherziges Teufelein und meinte es sehr gut mit allen Menschen, wie er solches schon im Paradiese bewiesen hat.“ Es gab natürlich auch ganz andere Stimmen, aber es war für die reformierten Theologen leichter, im Sinne Butzers auf die Mennoniten einzuwirken. Und vielen derselben wurde es sehr schwer, die heranwachsende Generation beim väterlichen Bekenntnis zu halten. Manche Gemeinden wurden klein und kleiner durch Auswanderung. Den eigenen Dienern am Wort fehlte oft die entsprechende Schulung; ein eigenes Unterrichtswesen durften die Mennoniten nicht einrichten; von eigener Literatur war wenig vorhanden; — die reformierte Kirche dagegen mit ihrer gebildeten Geistlichkeit, ihrer Stellung in Staat und Gesellschaft, erstrebte in der Zeit des Pietismus manche Einrichtungen und Lebensbewegungen, welche den Mennoniten nur sympathisch sein mußten und an manchen Orten gingen einzelne und ganze Kreise zu ihr über. Sie haben sich da vielfach als ein Salz bewährt; das erkennt der Kirchenhistoriker dieser Gegend, Göbel, unumwunden an. Sie haben ihr volles Teil zu dem in den Rheinlanden seit mehr als anderthalb Jahrhundert blühenden Geistes-

leben beigetragen und wesentlich den Boden bilden helfen, auf welchem die dortigen vielen Anstalten der innern und äußern Mission emporgewachsen sind.

25.

**Die Geschichte der Gemeinde zu Krefeld** liefert ein interessantes Beispiel davon, wie die Ausprägung der in der mennonitischen Gemeinschaft ruhenden Grundsätze innerlich und äußerlich segensreich wirkt. Sichere Nachrichten über den Bestand einer Gemeinde in dieser Stadt reichen bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts zurück. Da erscheint besonders eine Familie Herman op den Graf sehr hervorragend als entschieden mennonitischer Gesinnung und unter den Unterschriften des Glaubensbekenntnisses von Dortrecht v. J. 1632 findet sich dieser Name. Er betrieb hier einen Tuch- und Leinenhandel und seine freie Stellung scheint manche Glaubensgenossen nach Krefeld gezogen zu haben. Im J. 1604 war diese Stadt ja Moritz von Oranien zugefallen und seine tolerante Gesinnung schuf hier den Mennoniten eine Art Asyl, während in den andern Ortschaften dieser Gegend der Geist der Unduldsamkeit herrschte. Einzelne und kleine Gruppen flüchteten daher hierher aus Kempen, Gladbach, Rheydt und dem Jülicherlande. Der reformierte Klerus geriet darob in große Aufregung und suchte die von Herman op den Graf geleiteten Konventikel zu verbieten. Das gelang aber nicht. Im Gegenteil entwickelte sich die rasch anwachsende Gemeinde zu einem tonangebenden Element in der Stadt. Schon i. J. 1634 predigte ihr Vermahner öffentlich, obschon auch hier die Lehrer und Prediger aus der Mitte der Brüder gewählt wurden und ohne besondere akademische Bildung zu ihrem Amt kamen. Das erfreuliche Wachstum der Gemeinde zog immer mehr Genossen herbei und i. J. 1655 beschwerte sich die reformierte Geistlichkeit darüber, daß in kurzer Zeit 70 mennonitische Familien in die Stadt gekommen seien. Sie wollte diesen Stadt

und Land versagt haben; ebenso sollte ihnen kein öffentlicher Gottesdienst erlaubt sein. Aber die Regierung verordnete nur, daß die Versammlungen still abzuhalten wären, sonst aber sollten die Mennoniten Schutz genießen und Freiheit haben, Handel zu treiben. Statt persönlicher Kriegsdienste sollten sie spezielle Abgaben entrichten. Das gab diesen den Mut, den Bau eines eigenen Gotteshauses zu planen. Der geharnischte Protest des reformierten Klerus endigte mit einer Niederlage desselben. Der edle Oranier genehmigte den Bau, verlieh den Mennoniten das Bürgerrecht und **1696** wurde die Kirche eingeweiht. An der Straße durfte sie freilich nicht stehen, sondern versteckt im Hof. Da steht sie heute noch und dient einer großen Gemeinde.

Die zahlreiche Einwanderung der Mennoniten und die ungehemmte Entfaltung ihrer Betriebsamkeit war epochenmachend für Krefeld. Sie hob sich zusehends in moralischer und industrieller Beziehung durch deren Einfluß. Die meisten derselben waren Weber, welche hier durch günstige Geschäftsverbindungen mit Holland ihr Gewerbe zu hoher Blüte brachten. Eine i. J. 1665 aus den Niederlanden eingewanderte Familie von der Lagen brachte die Sammet- und Seidenindustrie in Aufschwung, was den Wohlstand der Stadt wesentlich hob. Im Jahre 1683 gingen die ersten deutschen Auswanderer von hier aus nach Amerika. Im J. 1794 hatte Krefeld unter seinen 6459 Bürgern 385 Mennoniten und noch heute zählt die Gemeinde über 1100 Seelen unter ihrem 1903 verstorbenen Pfarrer Weydmann. Stimmberechtigt sind alle Gemeindeglieder vom 25. Lebensjahre an.

26.

**Die fünf Gemeinden** — die zu **Neuwied, Krefeld, Norden, Leer** und **Emden** — sind als die Reste der am untern Rhein und in Ostfriesland einst zahlreich vorhandenen

Täufer stehen geblieben. Im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie vielfach Brennpunkte und Herde christlichen Lebens. Ihre gediegene Frömmigkeit und Wohltätigkeit machte sie jedem gesund denkenden Christen ehrwürdig. Für den Pietismus der Landeskirche bildeten sie eine wesentliche Stütze. In der Kirche zu Krefeld hat Tersteegen einmal gepredigt. William Penn fühlte sich in diesen Kreisen heimisch. Vielfach haben sie die letzten bekenntnistreuen Familien der andern Ortschaften aufgenommen. Die Gemeinden zu Gladbach, Köln u. a. gingen im Laufe des 18. Jahrhunderts ein. Die genannten fünf zogen aus ihrer Verbindung mit Holland manchen Gewinn; oft erhielten sie von dort einen geschulten Geistlichen. Langsam bürgerten sich auch sehr liberale Ansichten hier ein. In einigen Gemeinden trat die Taufhandlung sehr an die Stelle der Konfirmation in der Landeskirche, und der geschichtlich gewordene Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit sank dahin. Manche dieser Stadtfamilien kamen durch erfolgreichen Geschäftsbetrieb zu bedeutendem bürgerlichen Ansehen, machten aber auch in vielen Fällen durch die Übung der unserer Gemeinschaft inhärierenden Tugenden derselben Ehre. In Krefeld und Emden haben Preußens Könige unter mennonitischem Dach geruht. Lebhaft beteiligten sich die Mennoniten dieser Gegend auch an der Politik. Im Frankfurter Parlament saßen auch zwei mennonitische Abgeordnete, Isaak Brons aus Emden und Herman v. Beckerath aus Krefeld. Mit sehr warmen Worten trat letzterer für die staatliche Duldung aller Religionsparteien ein, erklärte aber auch jede Sonderstellung der Mennoniten im modernen Staat für eine unhaltbare Sache, — wogegen begreiflicherweise die preußischen Gemeinden energisch protestierten. In sehr rühmlicher Weise machte sich eine Frau A. Brons in Emden durch die Herausgabe einer gewandt geschriebenen Geschichte unserer

Gemeinschaft um dieselbe verdient. Das Werk hätte wohl noch weitern Anklang in manchen Kreisen derselben gefunden, wenn es nicht einen so bedenklich freisinnigen Standpunkt herausgekehrt hätte, welcher sich mit den eigentlichen Grundsätzen unserer Gemeinschaft doch nicht deckt. Die Geschichte der ostfriesischen Mennoniten wurde von Dr. Müller bearbeitet. Im ganzen scheint manchen Nachkommen der alten Gemeinden dieser Gegend von dem herrlichen, väterlichen Bekenntnisgut wenig mehr als die Betonung der Gemeindeautonomie und eine äußere Ethik geblieben zu sein. So berichtet man aus der einen Gemeinde, daß die Taufkandidaten versprechen müßten, wahr zu sein, — wie sie sich zur übernatürlichen Geburt Jesu, zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt — zum Wunder überhaupt stellten, das sei ihre eigene Sache. Das ist sehr moderne Weisheit, welche manches Blatt und manche Frucht des Christentums rühmt, Stamm und Wurzeln desselben aber entbehren zu können vermeint. In Neuwied hinterließ eine 1902 verstorbene Frau Rhodius durch ihre weitgeübte Wohltätigkeit einen guten Namen.

---

# V. Äußere und innere Zustände der süddeutschen Gemeinden im 19. Jahrhundert.

## 27.

**Eine allgemeine religiöse Gleichgültigkeit** scheint in den süddeutschen Gemeinden am Beginn des neuen Jahrhunderts geherrscht zu haben. Der Älteste Peter Weber schrieb um 1790 aus der Pfalz nach Preußen, daß man sich um Gott und sein Wort, um Bekehrung und Heiligung wenig kümmere, und daß auch schwere Unglücksfälle, Rheinüberschwemmungen u. s. w., wenig Ernst bewirkten. Vielfach hemmte auch wohl die bittere Sorge um das äußere Fortkommen den religiösen Schwung des Geistes, und der auf allen lastende bürgerliche Druck ließ das kirchliche Interesse zu keiner rechten Ausbildung kommen. Manche Gemeinden waren klein, die Familien wohnten weit auseinander, von eigenem Schulwesen hatte man wenig, auch fast nichts von eigener Literatur. Der Märtyrerspiegel und Deknatels Sachen wurden gelesen, meistens aber erbaute man sich an den Schriften der Landeskirche. Eine höhere Anstalt war nicht vorhanden, ebenso war das Bedürfnis nach wissenschaftlich vorgebildeten Kräften sehr gesunken. Man wählte die Diener am Wort aus dem Bruderkreise nach alter Art. Und viele dienten der guten Sache sehr treu, waren aber für eine sachgemäße Bekämpfung irre gehender Strömungen nicht vorbereitet. Es scheint sich sogar eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen den väterlichen Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit eingebürgert zu haben. Die Regierung verlangte eine hohe Ersatzsumme für jeden, der nicht persönlich der Fahne folgte, und manche jungen Leute folgten dem Ruf zur Waffe. Anderseits fand aber auch der in Frankreich blühende Atheis-

mus wenig Eingang bei den Gemeinden. Deren Stärke lag noch in dem in der stillen, aber soliden Frömmigkeit des allem Weltverkehr ablehnend sich verhaltenden Familienlebens. Hier vererbten sich die alten, gesunden und einfach christlichen Weltanschauungen von Großvater und Großmutter auf das jüngere Geschlecht, so daß dessen religiöser Standpunkt oft mehr in sich barg, als das äußerlich erscheinen mochte. Hier wurden Sonntags und an den Winterabenden die erquickenden Sachen der eigenen Literatur und eines Arndt und H. Müller gelesen und die Schicksale der eigenen Vorfahren erzählt. Natürlich folgten viele jungen Leute dem alten Bekenntnis mehr aus Pietät denn eigener Überzeugung, was schon mit der Einbürgerung der frühen Taufe verbunden war.

28.

**Die Konferenz zu Ibersheim** i. J. 1803 liefert in ihren Beschlüssen einen interessanten Einblick in den damaligen Bekenntnisstandpunkt der Gemeinden und die Schwierigkeiten, mit welchen diese zu ringen hatten. Die Ältesten Dahlem und Weber beriefen dieselben, um das konfessionelle Bewußtsein der Gemeinden aufzufrischen. Da heißt es nun, niemand soll bei den Kindtaufen der Landeskirche das Kindlein über dem Taufwasser halten; die Lehrer sollen durch Stimmenmehrheit und Los gewählt werden und wer das ihn treffende Amt nicht annimmt, verfällt dem Ausschluß aus der Gemeinde; Prediger, welche sich dem Trunk ergeben oder in Unsittlichkeit fallen, verlieren Amt und Gemeindegliedschaft und können auch ersteres nicht mehr erlangen. Jede Teilnahme an einem Ball, Tanz oder einer Komödie, ebenso Karten- und Würfelspiel soll verboten sein und Eltern und Gemeindevorstand werden ermahnt, in diesem Stück Strenge zu üben. Wer ein Glied der Landeskirche heiratet, soll ausgeschlossen sein und erst nach abgelegtem Bekenntnis seines Unrechts aufgenommen

werden dürfen. Sehr ernstlich soll man gegen Stolz und Hoffahrt predigen, besonders sollen auch Frauen nicht unbedeckten Hauptes zum Abendmahl kommen. Jeder aber soll aus der Gemeinde ausgeschlossen sein, welcher das Gewehr nimmt und sich dem Militär anschließt.

Man sieht, mit welchem Ernst die betreffenden Diener am Wort einen Weiterbestand der Gemeinden ins Auge gefaßt haben. Leider haben die meisten Beschlüsse nur negative Fassung. Mit Verboten war ja die eigene Stellung klar gelegt; mit dem Ausschluß aus der Gemeinde die betreffende leidige Sache oft und endgiltig erledigt, so einem blieb, im Fall er das ihm übertragene Predigtamt nicht übernehmen wollte, immer noch die Landeskirche als Zufluchtsstätte offen, wo es ja oft viel Frömmigkeit gab. Wo aber waren etwaige Beschlüsse behufs Heranbildung von Gemeindegliedern, welche so im Schmuck allgemein christlichen und speziell konfessionellen Lebens dahin gingen? Wie sehr fehlten hier positiv bauende Gedanken! Und auf der Konferenz scheinen nur Älteste und Prediger beraten zu haben, ein Umstand, welcher einen wesentlichen Punkt unseres angestammten Gemeindechristentums übersieht.

29.

**Eine Zeit innerer und äußerer Prüfungen** kam auch für die Gemeinde dieser Gegend mit den Napoleonischen Kriegen. Kurz vorher i. J. 1804, hatten die Mennoniten in der Pfalz die obrigkeitliche Zusicherung gleicher bürgerlicher Rechte mit den andern erhalten. Nun wurde durch den französischen Attila alles Bestehende über den Haufen geworfen. Schwer hatten alle Bewohner dieser Gegend durch den Durchmarsch der Truppen und hohe Kriegskontributionen zu leiden, aber schweres Herzeleid verursachte den Mennoniten doch der Umstand, daß der stolze Monarch auf ihre Vorstellungen, daß sie wehrlose Christen seien, keine Rücksicht nahm, sondern eine ebenso strenge Rekrutie-

rung unter ihnen anordnete, wie sonstwo in seinem Gebiet. Er verlangte schließlich für jeden Rekruten eine Ersatzsumme, welche für manche unerschwingbar war. Traurigen, ja fast gebrochenen Herzens, mußten einige Familien den Sohn und Bruder zum Militär abziehen sehen. Einige von diesen haben die Feldzüge des Welteroberers in Spanien und Rußland mitgemacht und wohl keiner ist zurückgekommen. Die Briefe eines H. Krehbiel hat man später herausgegeben. Auch der Freiheitskrieg brachte den Rheinlanden viel Not. Auf dem Weierhof lag einmal eine bedeutende Anzahl Kosaken längere Zeit im Quartier, was doch mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden war.

Sehr weitgehend bewirkte die Trübsalszeit auch hier aufrichtige Hinkehr zu Gott und auch konfessionelle Selbstbesinnung. Man konnte es mit Händen greifen, wie wenig einerseits bloße Beschlüsse ausrichten. Wo blieb der auf der Konferenz zu Ibersheim so hübsch niedergeschriebene Bekenntnispunkt der Wehrlosigkeit, als Napoleon auch über die Mennoniten die Militärpflicht verhängte? Man fühlte sich nun doch nicht berufen, die jungen Männer einfach zu verurteilen, wenn sie sich der Not fügten. Aber man hatte viel Veranlassung einzusehen, daß es kein Kinderspiel ist, die altüberlieferten mennonitischen Grundsätze zu üben. Eine staatliche Zusicherung der Befreiung vom Kriegsdienst war auch nach 1815 nicht mehr zu erreichen. Es ist freilich auch nicht zu ersehen, daß die Gemeinden in dieser Beziehung etwa so zusammenhielten und solche Anstrengungen machten wie die preußischen. Die Regierungen gestatteten Stellvertretung oder spezielle Abgaben anstatt persönlicher Dienste. Davon wurde bis in die neuere Zeit herein fast in jedem Fall Gebrauch gemacht. Durch irgend einen Beschluß ist also der alte Bekenntnispunkt nicht aufgehoben worden; sondern man überließ ihn der persönlichen Überzeugung, von der sich wenig Durchgreifendes mehr geltend machte, als

die persönliche Dienstpflicht Staatsgesetz wurde. Viele junge Leute flüchteten jedoch nach Amerika, um dem Militärzwang zu entgehen und auch viele der Dagebliebenen haben für den alten Bekenntnispunkt wenigstens ein pietätsvolles Interesse bewahrt.

30.

**Eine Periode religiöser und kirchlicher Gleichgültigkeit** blieb im ganzen die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Konferenz zu Ibersheim 1803 glich so einer Art Abendrot der vollen mennonitischen Eigenart der süddeutschen Gemeinden. Die wirtschaftlichen Fragen und Sorgen drängten die religiösen oft sehr in den Hintergrund. Sie veranlaßten bei vielen Familien manches Verziehen aus der Pfalz nach Baden und Württemberg, oft sodann nach Amerika. Das schwächte das konfessionelle Interesse der andern. Ein eigenes Schulwesen ließ sich nicht einrichten. Die Jugend besuchte die Staatsschulen und wurde da den mennonitischen Grundsätzen nicht näher gerückt. Infolge der isolierten Stellung mancher Familien fehlte es den jungen Leuten auch vielfach an irgend genügendem Verkehr mit Glaubensgenossen, was sie in Heiratsfällen vielfach Partien aus andern Kreisen passend finden ließ. Hernach aber fand man die Aufnahmebedingungen in die alte Gemeinde zu hart. Wer seine Frau aufrichtig liebte, mochte nicht öffentlich bekennen, daß ihm seine Heirat leid sei. Anderseits ließ man, besonders in der Pfalz, den Punkt der Mischehen sehr auf sich beruhen, was das konfessionelle Bewußtsein nicht hob. Es gab Gemeindeglieder, welche ihre Kinder in der Landeskirche taufen ließen und sich doch für gute Mennoniten hielten. Die alte Praxis der Predigerwahl wollte in vielen Fällen den gewählten Brüdern nicht als so verbindlich einleuchten, wie die allgemeine Auffassung darüber war. Oft wurde der Ruf nicht acceptiert und besonders bei den Pfälzer Gemeinden drängten solche Vor=

kommnisse auf eine andere Gestaltung der Dinge. Die Gemeinden in Baden und Württemberg wollten in diesem Stück zäh an der alten Methode hängen bleiben und fürchteten bei einer Änderung die Einführung einer staatskirchlich gearteten Geistlichkeit. Aber auch bei ihnen drängte sich das Bedürfnis einer gewissen Vorbildung ihrer Diener am Wort auf. Es war ihnen doch oft peinlich, wenn bei Leichenbegängnissen ihrer Glieder ihre Prediger nicht den Mut hatten, vor einem größern, gemischten Publikum zu reden und da lieber den Landesgeistlichen fungieren ließen. Aus dem Protokoll einer Konferenz zu Friedelsheim in der Pfalz im Jahr 1826 geht hervor, daß in den Gemeinden dieser Gegend großer Predigermangel, ebenso ein Verfall des Jugendunterrichtes, der Gemeindezucht und guter Ordnung eingerissen gewesen sein muß.

31.

**Ein lebenskräftiger Aufschwung des Gemeindelebens** wurde durch eine Reihe tüchtiger Diener am Wort in den 50. und 60. Jahren herbeigeführt. Mehrere der pfälzischen Gemeinden hatten fachmäßig vorgebildete Prediger anzustellen vermocht und diese streuten guten Samen aus, verbreiteten die „Mennonitischen Blätter" und passende Schriften und knüpften untereinander und mit den Gemeinden segensreiche Verbindungen an. Auch in Baden, Württemberg und Baiern entwickelten begabte und tüchtige Männer neues religiöses Leben und einen Zusammenschluß der Gemeinden unter einem „Ältestenrat." In monatlichen Zusammenkünften pflegte man brüderlichen Austausch religiöser Erkenntnis und gründete 1869 zu diesem Zweck ein eigenes Organ „Das Gemeindeblatt." Bei den Gemeinden westlich vom Rhein kam es 1872 zu einer Erneuerung der alten Konferenzen. Anfänglich wollten sich

auch die norddeutschen Gemeinden daran beteiligen, zogen sich aber zurück, als die Mehrzahl der pfälzischen Brüder darauf bestand, in der Vereinigungsurkunde wenigstens die Anerkennung des apostolischen Symbolums und in den meisten Punkten auch des Bekenntnisses von Ris als Grundlage gemeinsamer Gesinnung auszudrücken. Jene aber erklärten, im Sinne ihrer Gemeinden so ein Statut nicht unterzeichnen zu können. Die badischen Brüder hatten sich von vornherein gegen ein Zusammengehen mit den ihnen als zu wenig positiv dastehenden norddeutschen Gemeinden erklärt. Somit blieben die süddeutschen Gemeinden für sich bestehen und bildeten zunächst zwei Vereinigungen — den schon genannten badisch-württembergisch-bairischen Gemeindeverband, bestehend aus 15 Gemeinden — zu Hasselbach, Rappenau, Meckesheim bei Heidelberg u. s. w. — und den pfälzisch-hessischen Konferenzverband mit 6 Gemeinden — so zu Monsheim, Ibersheim, Sembach, Kaiserslautern, Weierhof u. s. w. mit jährlichen Konferenzen. Beide Gruppen begannen sodann 1886 jährliche Zusammenkünfte zu Ludwigshafen am Rhein. Die Herausgabe eines neuen Gesangbuches, Formularbuches u. s. w. war eine gute Frucht der erneuten konfessionellen Tätigkeit. Die Brüder in Baden u. s. w. stellten bald zwei in Chrischona vorgebildete Reiseprediger an. In allen süddeutschen Gemeinden entstand aber mit den 50er Jahren reges Missionsinteresse. Mancher Batzen wurde der Basler Missionskasse übersandt. Nachgerade wandte man sich auch dem eigenen niederländischen Werk zu; da aber viele der dortigen Gemeinden als sehr rationalistisch bezeichnet wurden, so fehlte vielen süddeutschen Brüdern für ein Zusammenwirken mit dem Komitee in Amsterdam jegliche Sympathie; erst in neuerer Zeit bildete sich hier ein tatkräftiges Interesse für die mennonitische Mission auf Java und Sumatra.

32.

**Eine eigene Schule — die Anstalt auf dem Weierhof,** wurde im Jahre 1867 gegründet und bildet jedenfalls eine sehr wertvolle Frucht des neu erwachten christlichen und kirchlichen Lebens der Pfälzer Brüder. Ein in Beuggen seminaristisch vorgebildeter Lehrer und Prediger Löwenberg hatte den Mut, mit der Sache anzufangen, nachdem es ihm gelungen war, einen kleinen Kreis von Brüdern dafür zu gewinnen, aus welchem ein Vorstand gebildet werden konnte. Und einflußreiche Männer auch außerhalb der Pfalz, wie Pastor Roosen in Altona, billigten den Plan von dem Standpunkte aus, daß unsere Gemeinden eigene Anstalten haben sollten, daß der Gesamtheit aber oft der Mut fehle, so ein Unternehmen zu beginnen und daher ein für so eine Sache sich besonders interessierender Verein volle Freiheit haben sollte, mit so einem Projekt voran zu gehen, zumal ja manche segensreiche Einrichtungen der christlichen Kirche weniger von großen Massen als einzelnen und wenigen ausgegangen seien. Löwenberg richtete zuerst eine höhere Knabenschule ein, um den von der Volksschule entlassenen Schülern eine vom Geiste unserer Gemeinschaft getragene Weiterbildung zu bieten. Ein Lehrerseminar und wo möglich eine Predigerschule sollten den Ausbau der Anstalt bilden. Zunächst aber hatte man große Mühe, den ersten Kursus zu halten. Trotz tüchtiger Leistungen der Schule wollte der Verein nicht wachsen und das Unternehmen nicht recht Anklang finden. Als der Gründer desselben 1874 starb, zählte die Anstalt 30 Schüler, hatte aber auch eine Schuld von 2,000 Talern. Ihm folgte sein Sohn in der Leitung der Schule bis 1879, dann stand ihr ein protestantischer Schulmann vor bis 1884, ohne aber das Unternehmen heben zu können. Ja, namhafte Stimmen rieten, es eingehen zu lassen. Es mangelte am Gemeinsinn für die Sache. Natürlich waren auch manche Einrichtungen vielen nicht sympathisch. Die

Zucht war streng; nicht einmal das Schneeballenwerfen sollte erlaubt sein. Vielen war auch die in Aussicht genommene theologische Spitze der Anstalt ein Dorn im Auge, da sie von einer fachmäßigen Vorbildung fürs Predigtamt keinen Gewinn für die Gemeinden zu erwarten vermochten. Da gelang es 1884, einen akademisch gebildeten mennonitischen Pädagogen, Dr. E. Göbel, als Direktor für die Schule zu gewinnen, welcher sich einfach auf den Boden des zunächst Erreichbaren stellte und eine staatlich anerkannte Realschule anstrebte. Anerkennungen von anderer Seite belehrten manche Mennoniten über den Wert ihrer eigenen Anstalt, und so wuchs bald das Interesse an derselben in erfreulicher Weise. In kurzer Zeit ist sie zu einer sechsklassigen Realschule mit staatlicher Berechtigung, Einjährig-Freiwilligen Zeugnisse auszustellen, ausgebaut worden. Kaiserliche Gunsterweisungen in der Art von Büchern u. s. w. sind ihr zugegangen. Den mennonitischen Schülern erteilt ein mennonitischer Theologe, jetzt Pastor Chr. Neff, den Religionsunterricht. Im Jahre 1903 schloß die Schule mit 19 Lehrern und 172 Schülern.

33.

Unter **den Männern hervorragenden Wirkens** dieser Zeit merken wir uns besonders **Christian Schmutz**, Ältester der Gemeinde zu Rappenau, † 1873. Er war kränklicher Konstitution und widmete sich von Jugend auf mannigfacher Privatlektüre, blieb auch unverheiratet. In seinem 30. Jahre zum Predigtamt berufen, leistete er seiner Gemeinde reiche Dienste. Längere Zeit stand er an der Spitze des badischen etc. Ältestenrates und schrieb auch manchen gediegenen Aufsatz fürs „Gemeindeblatt.“ Auch bei den Geistlichen der Landeskirche hatte er einen Ruf. Er vertrat manche engherzige Ansichten. Einer Universitätsbildung bei Predigern stand er sehr mißtrauisch gegenüber und ein Zusammengehen

mit der holländischen Missionsbehörde war ihm nicht sympathisch. Aber es fand sich viel Richtiges in seinen Ausführungen über beide Punkte. In seinem Geist wirkte **Ulrich Hege,** welcher nach manchen äußerlich und innerlich wechselvollen Lebensjahren zur religiösen Festigkeit gelangte und in sehr treuer Weise den badischen Gemeinden als Diener am Wort und Gründer und vieljähriger Editor des Gemeindeblattes noch lange im Gedächtnis bleiben wird. † 1896. **Michael Löwenberg,** geb. 1821 auf dem Weierhof, besuchte die Anstalt zu Beuggen und wurde 1859 von seiner Heimatgemeinde zum Prediger berufen. Hier gründete er die schon genannte Anstalt und widmete ihr seine besten Kräfte. Einer seiner besten Schüler war **Johann J. Krehbiel,** beachtenswert zunächst als erfolgreicher Landwirt auf dem historisch denkwürdigen Weierhof, welchen schon 1682 einer seiner aus der Schweiz vertriebenen Vorfahren, ein Peter Crayenbühl, in Erbpacht genommen hatte. Durch seine rege Beteiligung an Konferenzen, Vereinen und als Mitglied verschiedener Komitees machte er sich um die Gemeinden jener Gegend sehr verdient. **Johannes Molenar,** geb. 1810 in Holland, studierte auf deutschen Universitäten und wurde Prediger zu Monsheim. Anfänglich hatte er hier einen schweren Stand gegen einen rationalistisch gesinnten Teil der Gemeinde. Nachdem derselbe aber ausgetreten war, gestaltete sich seine Wirksamkeit sehr segensreich. Große Dienste leistete er allen Gemeinden dieser Gegend durch seine Mitarbeit an einem neuen Gesangbuch. Auch mit den Pastoren der Landeskirche unterhielt er brüderliche Beziehungen, beteiligte sich an vielen ihrer Unternehmungen und machte sein Haus zu einem freundlichen Dach für manchen Fremden. Der Kulturhistoriker Riehl weilte bei ihm und rühmte seine Gelehrsamkeit und amtliche Tüchtigkeit. Nach schweren Prüfungen im eigenen Familienleben ging er 1868 heim. **Jakob Ellenberger** diente der Gemeinde zu Friedels-

heim viele Jahre als Schullehrer und Prediger. Sonntags predigte er zweimal; nach dem Filial hatte er einen Weg von vier Stunden zu Fuß zu machen. † 1879. Sein Neffe **Jakob Ellenberger II.** war zuerst Buchbinder, studierte dann, 37 J. alt, auf der Basler Missionsschule Theologie und diente an den Gemeinden Ibersheim in Hessen, Eichstock in Baiern und Friedelsheim in der Pfalz. Er war literarisch begabt und schrieb drei Bändchen mennonitischer Sachen „Bilder aus dem Pilgerleben" nebst sonstigen gehaltreichen Aufsätzen. Er hielt viel von Konferenzen und gemeinsamem Zusammenschluß auf Grund positiv biblischer Bekenntnispunkte. Sich für einen guten Mennoniten erklärend, war er doch recht kriegerisch patriotisch, wollte auch die in der Kindheit Getauften nicht noch einmal taufen. Er sagte, Gott gibt seinen Segen auch da, wo die Auffassung eines Sakraments unbiblisch ist, das zeigt die Kirchen- und Missionsgeschichte. Wir Mennoniten, meinte er, können ihm in unserer Uneinigkeit bei bibeltreuer Taufe nicht besser gefallen als die andern. Diese und andere, wie Risser zu Sembach, der eine gute Gemeindeordnung entwarf, auch der Altonaer H. van der Smissen, der 10 Jahre in Ibersheim wirkte, bildeten mit einigen Predigern der nördlichen Gemeinden, Roosen in Altona, Mannhardt in Danzig u. a., bei manchen Verschiedenheiten in der Auffassung des einen und anderu Stückes, eine Art von Bruderkreis, welcher in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts manchen wichtigen Punkt der deutschen Gemeinden in sachkundiger Weise aufgearbeitet hat.

34.

**Die jüngsten Bestrebungen der süddeutschen Gemeinden** beschäftigen sich in umsichtiger Weise mit der Erhaltung und gesunden Pflege des noch vorhandenen köstlichen Bekenntnisgutes der Väter. Ist auch der Punkt der Wehrlosigkeit eine überwundene Sache, so ist doch noch vieles da, wofür seine

Kraft einzusetzen es sich aller Mühe lohnt. Das hat die genannten Männer veranlaßt, sich so warm dem Aufbau der väterlichen Gemeinschaft zu widmen. Ihnen war es nicht gleichgiltig, daß gläubige Theologen der Landeskirche von den Mennoniten sagten, früher seien sie Mittelpunkte eines regen geistlichen Lebens gewesen, nun habe der Unglaube auch sie durchdrungen und einige ihrer Geistlichen seien Protestantenvereinler vom reinsten Wasser; oder daß von ihnen keine Konkurrenz zu befürchten sei. Besonders der schon genannte Johannes Risser führte in anregenden Aufsätzen aus, wie die pfälzischen Gemeinden in den Zeiten des Druckes Segensstätten auch für Fremde gewesen seien und wie äußerer Wohlstand und Mangel an Gemeindepflege den Niedergang des kirchlichen Interesses herbei geführt hätten. Wo man aber den letztern Punkt in richtiger Anpassung an neue Bedürfnisse aufarbeite, da ließe sich die alte religiöse Frische wiedergewinnen. Das zeige die Gemeinde zu Monsheim, wo seit 1818 ein fachmäßig vorgebildeter Prediger arbeite. Der Boden unsers Gemeindechristentums liefere Raum für verschiedene Arten kirchlicher Versorgung. Wo aber in der Landeskirche wahres geistliches Leben gepflegt werde, da geschehe es meistens in der Art von Vereinen mit persönlichem Entschluß an dessen Beteiligung. Das aber entspricht gerade unsern Grundsätzen. Sollte da die Mission der Mennoniten erfüllt sein? Solche Erwägungen haben sich wiederholt in den Konferenzen geltend gemacht und zu manchen Fragen und Tätigkeiten geführt. Man fragte sich, ob die üblich gewordene Methode, die Jugend im 13. oder 14. Jahre zu taufen, die Grundidee der Taufe nicht schwäche. Jemand meinte darauf wohl, daß so ein Punkt der einzelnen Gemeinde überlassen bleiben müsse. Aber — eine ganze Gemeinde kann sehr irre gehen. Auch die alte Frage nach der Wehrlosigkeit taucht hin und wieder noch auf, wird aber mit dem Stück landeskirchlicher Theologie er=

ledigt, daß sich der Christ den Gebrauch der Waffe von der Obrigkeit wohl befehlen lassen muß. Zu passenden Einrichtungen haben die Besprechungen der westrheinischen Brüder einerseits und der ostrheinischen anderseits zu Ludwigshafen geführt — so zu einer Komission, welche einen vortrefflichen Kalender herausgiebt, und eine andere, die eine gewisse Fürsorge der aus den Gemeinden stammenden Soldaten anstrebt. Jedes Jahr, sagt letztere in einem Bericht, treten an 100 Rekruten aus unsern Kreisen in die Garnisonen ein und doch hat sich die Gemeinschaft wenig um sie gekümmert. Früher verließen die Mennoniten Hof und Heimat um dem Militär zu entgehen, jetzt ist man unbekümmert um die Lage der eigenen Soldaten. Rührend schrieb einer derselben, wenn er doch nicht die Waffe wirklich gebrauchen müßte! Die meisten der pfälzisch-hessischen Gemeinden haben sich nachgerade der Vereinigung der Mennoniten im Deutschen Reich angeschlossen, obschon viele den Mangel eines festen Bekenntnisses in deren Statuten bedauern. Im J. 1903 haben sich sodann sämtliche süddeutsche Gemeinden, mit Ausnahme derjenigen im Elsaß, zu einer eigenen Konferenz zusammengeschlossen. Wohl in allen ihren Kreisen herrscht reger Missionssinn. Die meisten Gelder fließen jetzt nach Amsterdam. Im Jahre 1903 ist eine Schwester aus ihrer Mitte als Braut des Missionars Klaaßen nach Java abgegangen. Vor Gericht wird jetzt ohne weiteres bei den Mennoniten der Handschlag an Stelle des Eides angenommen.

35.

**Die Gemeinden in Elsaß und Frankreich** sind noch kurz zu erwähuen. Die meisten Vorfahren der dort jetzt noch bestehenden Gemeinden stammen aus der Schweiz und wurden von etwa 1660 an von adligen Herrschaften auf ihren Gütern angesiedelt. Sie verbreiteten sich nach Frankreich hinein; viele zogen auch weiter den Rhein hinab.

Um 1600 wurde auf einer Versammlung ihrer Ältesten das Dortrechter Glaubensbekenntnis angenommen. Nachdem am Ende des 17. Jahrhunderts diese ganze Gegend französisches Gebiet geworden war, verfügte Ludwig XIV. 1712 die Ausweisung sämtlicher Anabaptisten aus seinem Reich. Dieser Befehl scheint jedoch nicht weitgehend ausgeführt worden zu sein, wahrscheinlich aus dem Grunde, daß sie ihren Herrschaften pekuniären Gewinn einbrachten. Anstatt persönlicher Kriegsdienste zahlten sie Extraabgaben, und als i. J. 1789 die Monarchie dahin sank, richteten die Gemeinden i. J. 1793 an den Nationalkonvent eine Petition, sie auch fernerhin in dieser Stellung zu belassen. Und sie erhielten den günstigen Bescheid, daß man ihnen gegenüber die Tugend und Milde üben wollte, welche sie selbst übten, und bis in die Zeit Napoleons III. blieben sie vom eigentlichen Waffendienst befreit. Sonst fehlen so ziemlich alle Nachrichten über ihr Ergehen. Eins ihrer Kirchenbücher beginnt mit dem Jahre 1750. Ihr Gemeindeleben muß durch das Wirken des Jakob Amman um 1693 in große Verwirrung gestürzt worden sein, indem sein Schisma hier seinen Anfang nahm und es ihm gelang, nach und nach allen jenen Gemeinden seine engen Ansichten als bindende Gesetze vorzuschreiben. Knöpfe oder Heftel bildeten bis herab in unsere Zeit einen wichtigen Trauungspunkt. An wirklichem geistlichem Leben fehlte es sehr. Hin und wieder kam mal einer herab zu den Pfälzern und ging wohl mit segensreichen Anregungen zurück. Ein gewisser Vereinigungspunkt zwischen ihnen und den pfälzischen &c. Brüdern hätte die i. J. 1870 von einem **Isaak Rich** zu Exincourt gegründete Waisenanstalt werden können. Rich war einige Jahre in Amerika gewesen und hatte die Schule zu Wadsworth, O., besucht. Er muß viel Mut und guten Willen für sein Projekt gehabt haben; denn durch persönliche Anstrengungen brachte er die Anstalt so weit empor, daß sie 1876 an 50 Kinder

zählte mit einer Jahresausgabe von über 2000 Dollars. Aber trotz seiner wiederholten Bitten konnte sich die pfälzisch-hessische Konferenz zu einer Beteiligung an der Sache nicht entschließen. Infolge sittlicher Vergehungen des Gründers ging das Unternehmen i. J. 1876 ein. Er selbst ist in einer französischen Strafkolonie bußfertig gestorben. Später haben die badischen Reiseprediger diese Gemeinden besucht, kamen aber zu wehmütigen Erfahrungen. Das konfessionelle Interesse ist tief gesunken, — ist freilich auch schwer zu pflegen. Die Glieder wohnen weit zerstreut unter Katholiken. Versammlungen finden meistens nur alle zwei Wochen statt. Man hängt sehr an den alten Kleiderregeln, singt noch aus dem „Ausbundt," verliert viele junge Leute an die Landeskirche. In den in Frankreich liegenden Gemeinden ist das Deutsche wohl am Aussterben. Man teilt sämtliche Gemeinden dieser Gegend in zwei Gruppen. Vier Gemeinden liegen an der Schweizer Grenze, in der Nähe von Belfort; die andern sieben meistens im heutigen Frankreich. Die Gemeinde auf dem Salm, in der Nähe des berühmten Steintals, bildet hier einen gewissen Mittelpunkt. Alle zusammen mögen sie an 1100 Gliedern zählen. In einer Notiz hieß es von ihnen, sie stünden vor der Auflösung. Hoffnungsvoller lautet aber die neueste Nachricht, daß sie sich 1903 zu einer eigenen Konferenz vereinigt haben.

36.

**In Galizien** entstand bei Kiernika am Schluß des 18. Jahrhunderts eine Ansiedlung Pfälzer Mennoniten, welche durch Zuzug von dort bald bedeutend verstärkt wurde. Man wählte einen Jakob Müller zum Prediger und Ältesten und ließ ihn durch schriftliche Bestätigung aus der Pfalz zu seinem Amt ordiniert werden. Er wußte sich weitere Bildung zu erwerben und diente seiner Gemeinde mit großer Hingebung. Auch bei den lutherischen Predigern der Umgebung stand er in hoher Achtung.

Tief betrauert von allen, welche ihn kannten, ging er 1827 heim. Ein anderer tüchtiger Prediger dieser Gemeinde war ein Jakob Bergtholdt, welcher jedoch 1796 erst nach Rußland und dann nach Preußen übersiedelte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielten die galizischen Mennoniten öfters Besuch von Predigern aus der Pfalz, Polen und Preußen. Ihre Hauptkolonie hieß Einsiedel — aber auch hier hielten sie ihre Versammlungen in einem Privathaus ab. Im J. 1816 gelang es ihnen, sich ein eignes Schulhaus zu erbauen, welches sie sich 1889 zu einer Kirche einrichteten. In Ermanglung eines eignen Lehrers stellte man einen lutherischen Schulmeister an. Aber auch mit dem lutherischen Ortspastor blieben die Beziehungen dauernd freundlich. Um 1850 hatten sich die Glieder der Gemeinde so weit um Einsiedel herum verbreitet, daß auch noch weitere Versammlungsplätze eingerichtet werden mußten. Die meisten Gemeindeglieder waren Besitzer eines kleinen Landgutes oder trieben ein Handwerk. Nachgerade ließen sich aber die entsprechenden Kräfte für die kirchliche Arbeit immer schwerer gewinnen und so gründete man 1857 einen Fond, um mit dessen Zinsen einen Fachmann unterhalten zu können. Ein Peter Kintzi gab 3000 Gulden für diesen Zweck her. In Johannes v. d. Smissen aus Danzig gewann man eine theologisch vorgebildete Kraft. Mit großer Selbstverleugnung hat er hier als Lehrer und Prediger Jahre lang gearbeitet. Sichtlich blühte die Gemeinde auf; Missionsstunden wurden gehalten, zu strenge Gesetze gemildert. Im J. 1863 gab es zwei Gemeinden. Dann kam bald ein Rückgang. Joh. v. d. Smissen verzog nach der Pfalz, manche später nach Amerika. Ein Ältester, Brubacher, pflegte die Dableibenden noch einige Zeit. Aber die Gemeinde schmolz immer mehr zusammen und scheint eingehen zu müssen. Viele der Ausgewanderten ließen sich bei Butterfield, Minnesota, nieder.

37.

**Ein Rückblick** auf die süddeutschen und niederrheinischen Mennoniten zeigt uns eine hoffnungsvolle Entfaltung ihres Bestandes, so daß sie jedenfalls im Laufe der Zeit alle in ihr liegenden richtigen Grundsätze herausgearbeitet und ein apostolisch geartetes Gemeindewesen ausgebaut hätten, wenn es der Staatskirche nicht gelungen wäre, die Bewegung mit Blut und Eisen zum Stillstand zu bringen und sie in der öffentlichen Meinung als eine schlimme Sekte erscheinen zu lassen. Geächtet und zerstreut war nun jede Gruppe von der Gunst und Gnade einzelner Edelleute, Magistrate und Fürsten abhängig und mußte sich bald die zur bescheidensten Existenz nötige Toleranz mit hohen Summen erkaufen.

Die Selbsterhaltung und kirchliche Pflege der eignen Gemeinden war darum eine schwierige Sache. Ohne irgend welches eigne Schulwesen und entsprechende Literatur, ohne meistens mit genügenden Kenntnissen ausgestattete Diener am Wort war eine Konkurrenz mit versöhnlich dastehenden Teilen der Landeskirchen auf die Dauer nicht aufzuhalten. Insonderheit gingen die meisten Stadtgemeinden ein, der letzte Rest in Straßburg i. J. 1875.

In den Landgemeinden mußte man sich aber bis in die neuere Zeit herein oft auf das bescheidenste Maß kirchlicher Selbstversorgung beschränken. Zunächst stand man unter einem lähmenden Druck. Dann kamen die Auswanderungen und ein mannigfaches Verziehen hierhin und dorthin, sodann auch viel ungesundes Hängen am Alten und Äußerlichen, was manche richtige Neuerung nicht aufkommen ließ.

Aber es hat sich in allen diesen Gemeinden, einzelnen Kreisen und Familien, immer viel einfaches, urwüchsiges, sonniges Christentum gefunden, das sich in vielen praktischen Tugenden höchst anziehend ausprägte. Die biedern, gastfreien, gottesfürchtigen Männer und Frauen der rhei-

nischen Mennoniten bildeten so einen eigenen Typus heraus, über den urteilsfähige Leute aus andern Kreisen des Lobes voll waren. Es haben auch manche jüngere Elemente die väterliche Gemeinschaft deshalb verlassen, weil man hier mit dem Wort des Herrn Matth. 7, 13 vielfach Ernst machte.

Die neuern kirchlichen Anstrengungen dieser Gemeinden zeigen sicherlich, daß sie noch eine Aufgabe und eine Zukunft haben und in den freikirchlichen Bewegungen des deutschen Volkes höchst segensreich mitwirken können.

---

# Die Mennoniten in Amerika.

# I. Die ersten Ansiedlungen.

1.

**Die Veranlassung** der ersten und meistens auch der folgenden Einwanderung der Mennoniten in die neue Welt lag in den drückenden religiösen und bürgerlichen Verhältnissen der ärmeren und von der Staatskirche abweichenden Bevölkerung in Europa — und den freiheitlichen, allseitig hoffnungsvoll sich gestaltenden Zuständen der amerikanischen Kolonien. Durch den westphälischen Frieden hatten nur die Katholiken, Lutheraner und Reformierte kirchliches Existenzrecht erhalten; wer andere Überzeugungen hegte, war mannigfachen Bedrückungen ausgesetzt, so besonders die Mennoniten, Schwenkfelder, ja selbst die sogenannten Pietisten. Dazu kamen tiefgehende wirtschaftliche Notstände. An manchen Orten herrschte bittere Armut, hervorgerufen durch Landplagen und die Kriege Louis XIV. von Frankreich. Insonderheit in der Pfalz sah es am Ende des 17. Jahrhunderts traurig aus. Auch mancher mennonitische Pachthof war da in Flammen aufgegangen. Adel und Beamtentum übten aber auf den Bauernstand solchen Druck aus, daß es für diesen äußerst schwer war, sich wirtschaftlich empor zu ringen. So sehr auch der Deutsche besonders damals an seiner Heimat hing, so bildeten die genannten Punkte doch starke Beweggründe, ihn nach andern Wohnsitzen ausschauen zu lassen. Den Mennoniten aber wurde dieser Gedanke jedenfalls dadurch nahe gerückt, daß sich in ihren Traditionen und Urkunden viele Berichte von Wanderzügen aus einem Land in ein anderes fanden, — aus der Schweiz nach Deutschland und Mähren; aus Holland nach Holstein und Preußen. Warum sollte es schließlich nicht auch über das große Meer gehen! Es waren sichtlich göttliche Fügungen und Führungen, welche am Schluß des 17.

Jahrhunderts den in der Schweiz und den Rhein entlang wohnenden Mennoniten die Wege ebneten in die neue Welt.

2.

**William Penn** wurde die unmittelbare äußere Veranlassung einer mennonitischen, ja deutschen Auswanderung überhaupt, nach Amerika. Merkwürdigerweise war schon vor ihm, i. J. 1662, eine mennonitische Niederlassung am Delaware von Amsterdam aus gegründet worden. An 25 Genossen sollen sich hier unter einem Pieter Cornelis Pockhöy angesiedelt haben. Sie erwarben sich einen Freibrief auf 20 Jahre. Die Kolonie wurde jedoch i. J. 1664, vielleicht infolge ihrer freundlichen Beziehungen zu den Indianern, von den Engländern vollständig zerstört. Dreißig Jahre später kamen die letzten Überlebenden dieser Pioniere nach Germantown, — es war ein altes Ehepaar — und wurden hier freundlich aufgenommen und versorgt. In Europa hat man von dem harten Geschick dieser Kolonie wahrscheinlich nichts erfahren. Ganz anders gestaltete sich die Entwicklung der von William Penn in Fluß gebrachten Ansiedlung. Seinem Vater, dem Admiral Penn, war die englische Krone eine Summe von 16,000 Pfund Sterling schuldig geblieben. Dafür bot ihm der König 1680 ein großes Gebiet in dem englischen Besitztum in der neuen Welt an und nannte dieses sogar nach seinem Namen Pennsylvanien. Penn aber erfaßte den Gedanken, hier ein „heiliges Experiment" auszuführen und eine Heimstätte religiöser und politischer Freiheit zu gründen. Auf seinen Reisen in Europa hatte er viel Veranlassnng gehabt, sich für so ein Projekt zu interessieren. Er war hier 1671 und 1677 in den Rheingegenden auch mit den Pietisten und Mennoniten in Verkehr getreten. Viele Grundanschauungen der letztern steckten ja in den leitenden Ideen der Quäker, und einige Quäkerapostel sollen schon vor Penns Besuch bei den Mennoniten unter diesen kleine Ge-

meindlein für sich gewonnen haben, so daß er teilweise Gemeindeglieder bei ihnen fand. Von besonderer Bedeutung war sein Weilen in Frankfurt, Kriesheim bei Worms, Krefeld und Emden. An ersterem Orte trat er zu angesehenen Kreisen der Spenerschen Pietisten in freundschaftlichste Beziehung, sprach auch zu ihnen in kleinen Versammlungen. Dasselbe tat er in Kriesheim in einer Scheune, da ihm auf Betrieb des Ortspastors ein anderes Auftreten verboten worden war. Hier und in Krefeld soll sich ein Quäkergemeindlein befunden haben. Allen ihm Wohlgesinnten blieb er auch dadurch in gutem Andenken, daß er sich in schriftlichen Eingaben bei dem Pfalzgrafen Karl Ludwig, sowie den Magistraten von Emden und Danzig für eine liberalere Behandlung der freikirchlichen Gemeinden verwandte. In allen diesen Kreisen bildete die Nachricht daher eine äußerst wichtige Neuigkeit, daß er in der neuen Welt ein Stück Land erhalten habe, groß genug für ein Königreich, und daß hier allen religiös Bedrängten ein sicheres Asyl geboten werden solle. Penn stationierte in Rotterdam sogar einen eigenen Agenten, um Auswanderern zu helfen; ebenso ließ er in einer deutschen Flugschrift seine Kolonisationspläne erörtern. In Frankfurt fand sein Projekt günstige Aufnahme, und hier entstand unter den Freunden Speners eine kleine Korporation, welche 25,000 Acker Land von Penn erwarb mit der lebhaftesten Absicht der persönlichen Übersiedlung in die neue Welt. Dazu ist es jedoch bei keinem von ihnen gekommen.

## 3.

**Mennoniten aus Krefeld** waren die ersten wehrlosen deutschen Christen, welche sich in Pennsylvanien eine neue Heimat suchten. Auch am Rhein brachte man dem Projekt Penns von vornherein viel Interesse entgegen. Ein Krefelder Bürger, Jakob Telner, war zudem von 1678 bis

1681 in Amerika gewesen und daher imstande, über das neue Land wertvolle Aufschlüsse zu geben. Auch hier bildete sich schnell eine Gesellschaft, welche von Penns Agent ein Areal von 18,000 Acker erwarb. Für je 100 Acker bezahlte man 40 Schilling, ca. 5 Dollars. Auch in Kriesheim bei Worms fanden sich einige, welche dem Gedanken einer Auswanderung sympathisch gegenüber standen. Der Frankfurter Gesellschaft gelang es, in einem jungen Rechtsgelehrten, F. D. Pastorius, einen fachmännisch befähigten Vertreter ihrer Interessen zu finden. Dieser setzte sich sofort auch mit dem Krefelder Kreis in Verbindung und wurde von diesem als ihr Agent vorausgesandt, die Kontrakte abzuschließen und für die Einwanderung passende Vorbereitungen zu treffen. Am 16. August des Jahres **1683** hieß ihn Penn in Philadelphia willkommen. In Krefeld rüsteten sich indessen 13 Familien, bestehend aus 33 Personen, zur Auswanderung. Es gab manche Verzögerung in der Sache und bald hätten sie die Hälfte des Passagegeldes eingebüßt. Es gelang ihnen jedoch, ihr Schiff rechtzeitig zu erreichen. Ein englisches Schiff, die „Concord", brachte die erste deutsche Auswanderergruppe nach Amerika, — für unser Land ein eben so wichtiges Ereignis, wie die Fahrt der Pilgerväter auf der „Mayflower." Am 6. Oktober **1683** landeten die Krefelder in Philadelphia. Sie scheinen alle mit einander verwandt gewesen zu sein und so eine „Sippe" gebildet zu haben, mit Familiennamen wie op den Graf, Theissen, Streepers, Siemens, Kunders, Lensen u. s. w. Vorfahren der erstern Familie unterzeichneten 1632 das Dortrechter Glaubensbekenntnis.

4.

**Diese deutschen Mennoniten gründeten Germantown,** eine kurze Strecke westlich von Philadelphia. Ein dichter

Urwald trennte noch eine geraume Zeit beide Orte von einander, durch den ein enger Pfad führte. Der Stadtgrund wurde in Bauplätzeu ausgemessen und diese durchs Los verteilt. Am 25. Oktober begann man mit dem Bau der Wohnungen. Es war aber die erste Zeit eine Periode mannigfacher Prüfungen. Es fehlte an allem, was das Leben erträglich macht, vornehmlich an Lebensmitteln, so daß man den Ort auch Armentown hieß. An Mutlosigkeit scheint jedoch keiner gedacht zu haben und besonders Pastorius ging sehr umsichtig und zielbewußt zu Werke. Er legte das „Grund- und Lagerbuch der Stadt" an, das noch erhalten ist. Er schrieb eine Vorrede zu demselben, in der er alle kommenden Einwohner und die Nachkommenschaft der ersten willkommen hieß und sie bat, etwa anfangs gemachte Fehler zu entschuldigen und durch verbesserte Einrichtungen zu ersetzen. Rasch blühte die Ortschaft auf und in wenigen Jahren kam es westlich davon zu weiteren Dörfern — welche Kriesheim, Krefeld und Sommershausen genannt wurden. Die meisten ihrer Einwohner hatten den größten Teil ihres Landes in einiger Entfernung liegen, so am Flüßchen Schiebach, später Scippack, u. s. w. Weitere Einwanderungen, bestehend aus Mennoniten u. a. erhöhten schnell die Bevölkerungsziffer von Germantown und i. J. 1691 wurde der Ort als eine eigene Stadt inkorporiert. Pastorius legte das Ratsbuch an und entwarf das Stadtsiegel. Als dessen Devise wählte er ein Kleeblatt, dessen Blättchen das Bild eines Weinstocks, einer Flachsblume und einer Weberspule trugen mit der Inschrift: vinum, linum et textrinum — der Wein, der Lein und der Weberschrein; — sicherlich ein sinniges Symbol der Kulturideen der ersten deutschen Einwanderer unseres Landes. Belustigt durch das primitive Treiben der ersten Zeit, schrieb einer der Ansiedler nach Europa: „Hier kann man Bauer, Gelehrter, Priester und Edelmann zur selben Zeit sein."

5.

**Franz Daniel Pastorius** ist als der Bahnbrecher und Führer dieser ersten deutschen Kolonie unseres Landes besonderer Beachtung wert. Er entstammte einer angesehenen Familie und wurde 1651 zu Sommerhausen bei Frankfurt geboren. Er erhielt eine sehr umfassende Bildung, studierte auf den Universitäten Straßburg, Basel, Erfurt und Jena und machte darauf weite Reisen nach England, Frankreich u. s. w. In den alten Sprachen war er sehr beschlagen, besonders schrieb er ein vorzügliches Latein, ebenso beherrschte er mehrere moderne. Mit einer Antipathie gegen europäisches Standeswesen zurückgekehrt, wurde er mit dem überseeischen Landprojekt seiner Frankfurter Freunde bekannt. Er war entschiedener Pietist, scheint sich aber später weder den Quäkern noch den Mennoniten formell angeschlossen zu haben, obschon er ganz ihre Gesinnung teilte. Von vornherein erschien ihm ein gottseliges Leben in einer wilden Wüstenei höchst begehrenswert und so verstand er sich dazu, auf seine ihm daheim in Aussicht stehende Carriere zu verzichten und die primitiven Verhältnisse in der neuen Welt annehmbar zu finden. Er muß höchst uneigennützigen Charakters gewesen sein; denn seine den ersten Ansiedlern geleisteten Dienste trugen ihm wenig ein. Bei William Penn und den andern Beamten der Kolonie genoß er volles Vertrauen. Er baute sich in Germantown ein kleines Häuschen, mit Fensterscheiben von Ölpapier und folgender Inschrift über der Haustür: ''Parva domus, sed amica Bonis, procul este Profani'', d. h. „Klein ist mein Haus, doch Gute sieht es gern; wer gottlos ist, der bleibe fern.“ Er war von Anfang an literarisch sehr tätig, schrieb die Geschichte der Kolonie und deren gerichtliche Urkunden. Wo irgend passend, brachte er eigene Poesie in lateinischer Sprache an. So heißt es in der Vorrede zu dem Grundbuch von Germantown in freier Übersetzung: „Seid ge-

grüßt, deutsche Nachkommen, die ihr eure deutsche Heimat verlaßt, um hier in waldreicher Einsamkeit minder sorgenvoll den Rest des Lebens zu verbringen und den deutschen Stamm Amerikas zu gründen. Und ihr Enkel, ahmt uns nach, wo wir Muster des Rechten waren. Heil dir deutsches Brudervolk! Heil dir auf immer!" Pastorius ist eine Lichtgestalt in der Kolonisationsgeschichte unseres Landes. Seine vorzügliche Bildung, sein umfassender Blick und seine solide Frömmigkeit befähigten ihn, in seinem Kreise allseitig tonangebend zu wirken. Er war der erste Bürgermeister und Friedensrichter und Schulmeister der Stadt. Im J. 1688 verheiratete er sich und sein Haus wurde ein Mittelpunkt christlich gebildeten Verkehrs. Sein Alter wurde ihm auch durch üble Eifersüchteleien getrübt, aber sein heiterer Sinn blieb ihm bis an sein Ende. Er starb 1719. Seine Schreibereien über juristische, theologische, wirtschaftliche etc. Sachen füllen viele Bände. Kein Denkmal bezeichnet die Stätte, wo sein Gebein ruht.

6.

**Das weitere wirtschaftliche Gedeihen der neuen Kolonie** vollzog sich in sehr erfreulicher Weise. Die Ansiedler verlegten sich auf Landbau, Obstkultur und den Betrieb von Woll- und Flachsspinnereien. Sie legten den Grund zu der in jener Gegend heute noch blühenden Strumpfwaren-Fabrikation. Schon i. J. 1694 wurden in Germantown Strümpfe auf Handmaschinen gemacht. Ihre Berichte über ihr günstiges Fortkommen bewirkten in ihren europäischen Bekanntenkreisen wachsendes Interesse an eine eigene Auswanderung und fast in jedem Jahr kamen aus Holland und den Rheingegenden mennonitische und andere Familien herüber. Aber auch letztere waren meistens pietistischer Gesinnung und assimilierten sich leicht mit den ältern Ansiedlern. So landete i. J. 1684 ein Jan Wil-

lemse Bokanogen, ein Küfer aus Harlem; 1685 ein Hans Peter Umstadt aus Krefeld und ein Gerhard Hendricks und ein Heinrich Frey aus dem Elsaß, ebenso ein Peter Schumacher und ein Johannes Kassel, ein Weber, aus Kriesheim bei Worms. In den nächsten Jahren kamen ein Heinrich Pannebacker aus Mühlheim an der Ruhr, sodann einige Familien mit Namen wie Karsdorp, Behrends, Claassen und Roosen aus Hamburg; ebenso weitere Familien aus Krefeld und Amsterdam. Im J. 1688 landete ein Wilhelm Rittinghusen, ein Mennonitenprediger aus der Rheingegend, welcher an einem kleinen Bach, dem Wissahikon, die erste Papiermühle Amerikas anlegte. Im selben Jahre kam ein Dirk Kaysser, ein Seidenfabrikant aus Amsterdam. Im J. 1700 wanderte der erste deutschlutherische Prediger in Germantown ein. Somit entfaltete sich hier ein vielseitiges reges Leben. „Wo vor wenigen Jahren noch des Waldes Schweigen geherrscht, da schwirrte das Weberschifflein, da pochte der Hammer, da summte der friedliche Lärm der Werkstatt, da erklang das deutsche Wort zwischen Alten und Jungen, da spielten blauäugige Kinder, die sich langer Ferien erfreuten. Nach jeder Seite hin war Germantown die ersten Jahre eine ausgeprägt deutsche Stadt."

7.

Über **die kirchlichen Verhältnisse der ersten Zeit** finden sich natürlich nur spärliche Nachrichten. Zunächst bildete ja auch die äußere Einrichtung einer neuen Heimat den Hauptpunkt aller Mühen. Außerdem kamen die Ansiedler aus kirchlich bedrückten und verengten Kreisen, wo ihre Ansprüche an kirchliche Versorgung nicht über die bescheidensten Linien hinausgegangen waren. Somit war man im westlichen Pionierleben mit dem einfachsten kirchlichen Tisch zufrieden und verzichtete auf jeden eigentlichen Kul=

tus. Jedenfalls muß hier auch der Einfluß der Quäker auf die Mennoniten in Betracht kommen. Alte Protokolle ergeben den Nachweis, daß die Quäkerapostel in Deutschland unter den Mennoniten Propaganda machten und daß auch hier manche von den letztern zu ihnen übertraten. Ihre stillen Versammlungen, ohne das Auftreten eines Klerus irgend welcher Art, mag manchem von ihnen sehr sympathisch gewesen sein, zumal es ihnen in der ersten Zeit an einem Prediger gänzlich gemangelt zu haben scheint. Gott aber in aller Einfachheit zu dienen, war man ja eingewandert. Als die Familie Kassel bald, nachdem sie sich hier heimisch gemacht hatte, Nachricht von einer ihr zugefallenen Erbschaft erhielt, deren Wert eine Million Dollars betrug, beschloß sie im Einverständnis mit den andern, dieselbe lieber nicht zu beanspruchen, damit der Sinn der Genügsamkeit nicht zerstört werde. Die ersten religiösen Versammlungen wurden mit den Quäkern zusammen im Hause der Familie Kunders abgehalten und Pastorius übte eine gewisse Leitung aus. Im Sommer versammelte man sich auch gern unter dem Laubdach des Waldes. Erst i. J. 1702 kam man dazu, einen Platz zu kaufen, um darauf ein Gotteshaus zu bauen und einen Friedhof anzulegen und 1708 wurde das Blockhaus als Kirche und Schule eingeweiht. In Rittinghusen hatte man ja auch einen Prediger erhalten; da ihm jedoch die sogenannte volle Ordination abging, die neuen Ankömmlinge aus Altona wahrscheinlich aber ihren Sinn für kirchliche Ordnung geltend machten, so schrieb man an den Vorstand dieser Gemeinde und bat um Weisung in dieser Sache. Damals lebte dort noch der bewährte Gerrit Roosen. Zu einer Reise übers Meer vermochte sich niemand zu entschließen und so schrieb man den amerikanischen Brüdern, sie sollten sich selbst einen Ältesten wählen und ihn ordinieren; Petrus und Paulus hätten ja auch Männer taufen lassen, welche nicht

besonders dazu geweiht worden waren. Daraufhin ist Rittinghusen gewählt worden. Er starb 1708. Einer seiner ersten Nachfolger war ein Hunzicker am Perkiomen, der am Sonntagmorgen einen Weg von 20 Meilen auf dem Pferde zur Kirche machte. Seine Frau saß hinter ihm beim Reiten. Pastorius eröffnete die erste deutsche Schule i. J. 1701. Die Gemeinde in Germantown blieb nur klein. Im J. 1708 betrug die eigentliche Gliederzahl nur 52.

8.

**Der erste Protest gegen die Sklaverei,** von dem die Geschichte berichten kann, wurde i. J. 1688 von einem kleinen Kreise Mennoniten und einigen andern ganz auf dem Boden ihrer Gesinnungen stehenden Männern der Monatsversammlung der Quäker überwiesen. Die Betreffenden erklären sich in diesem Schriftstück gegen den Menschenhandel mit klarer Bezugnahme auf das Wort des Herrn Luk. 6, 31. Menschen zu stehlen und zu verkaufen sei ja heidnisch und bei Türken zu finden, eines Christen aber unwürdig. Was bei Weißen unrecht ist, ist doch bei Schwarzen auch nicht recht. Und besonders schlimm nimmt sich der Menschenhandel hier im Lande der Freiheit aus. Mann und Weib, Eltern und Kinder werden durch denselben auseinander gerissen. Nicht in Holland noch in Deutschland geht man so weit. Es bringt euch in schlimmen Ruf, wenn man in Europa erzählt, daß die Quäker hier mit Menschen verfahren, wie man dort mit dem Vieh verfährt. Schließlich heißt es: „Überlegt die Sache wohl; für uns ist es ein schrecklicher Gedanke, daß man in Pennsylvanien Menschen auf diese Weise knechtet.“ Unterzeichnet war der Protest von Pastorius, HenderickS, Dirk und Abraham Op den Graaf, von denen nur ersterer nicht formell zu den Mennoniten gehörte; daß die andern keine Quäker waren, ergibt sich aus der

sprachlichen Haltung des Dokumentes. Die Quäkerbehörden gingen leider zunächst auf die Sache nicht ein, vermochten aber doch den in dieser Urkunde so offen ausgesprochenen Grundgedanken nicht auf die Dauer zu widerstehen, da sie zu ihren sonstigen Überzeugungen vortrefflich stimmten. Im J. 1715 erklärten sie sich gegen den überseeischen Sklavenhandel und 1780 kam es in Pennsylvanien zu Gesetzen, welche auf eine gänzliche Abschaffung der Sklaverei hindrängten.

---

# II. Weitere Einwanderungen und Ansiedlungen im 18. Jahrhundert.

## 9.

**Weitere Einwanderungen** gab es besonders in den Jahren von 1683 bis 1710; dann in dem Zeitraum von 1711 bis 1727 und drittens von 1727 bis 1776. Auch ferner waren es die drückenden Verhältnisse in Europa sowie die in Umlauf gesetzten Anerbietungen William Penns und der englischen Regierung, was die Betreffenden zum Verlassen der alten Heimat bewog. Dazu kamen günstige Berichte der hiesigen Ansiedler an ihre Freunde und gewesenen Nachbarn, welche oft den Auswanderungsplan schnell zur Reife brachten. In der ersten Zeit folgten den Krefeldern einzelne Familien aus den Rheinlanden und von den Küsten der Ostsee. In der Zeit von 1711 bis 1727 kamen einzelne und kleine Gruppen aus der Schweiz und der Pfalz. Von 1727 an flutete man dann aus diesen Ländern in förmlichen Scharen nach dem Lande der Freiheit, wozu gedruckte Beschreibungen der amerikanischen Ländereien das Ihrige beitrugen, welche im Auftrag der englischen Krone in der Pfalz verteilt wurden. Die liberale Weise, in der 1711 den Berner Täufern von Holland aus mitgeholfen worden war, weckte in vielen der Dagebliebenen die Hoffnung, man werde ihnen ebenso bei einer Übersiedlung nach Amerika behülflich sein. Aus der Schweiz sollen schon um 1709 einige ihren Weg nach Pennsylvanien gefunden haben. Nach 1711 folgten weitere, die bald günstige Berichte über ihr Ergehen in die alte Heimat sandten. Kein Wunder, daß es vielen armen Pächtern und Arbeitern an allen Fingerspitzen in die Ferne zog und sie die Reisestrapatzen und Mühsale eines westlichen Pionierlebens übersahen. Die Seereise

bildete oft eine Welt von Trübsal. So brauchte nach Mühlenbergs Bericht, ein Schiff i. J. 1732 zur Überfahrt 24 Wochen und von 150 Passagieren starben 100 vor Hunger. Eine Maus kostete 30 Kreuzer. Zudem war man beständig in Angst vor türkischen Piratenschiffen. Aber was man sichs in der Sache kosten lassen konnte, zeigt das Beispiel zweier Brüder Stauffer, welche ihre kranke Mutter auf einem Wägelchen den Rhein hinab nach der Küste und von Philadelphia nach ihrem westlichen Ansiedlungsplatz zogen. In vielen Fällen kamen die Auswanderer in bitterster Armut in den holländischen Häfen an und erwarteten hier von den dortigen Glaubensgenossen Unterstützung. Diese leisteten viel, vermochten jedoch die massenhaften Ansprüche nicht zu befriedigen. Sie sandten schließlich nach der Pfalz und auch nach Pennsylvanien Schreiben an die Gemeinden, in welchen sie erklärten, daß sie keine Auswanderungskasse hätten. Trotzdem halfen sie, so weit sie konnten. Im J. 1727 waren es z. B. 150 Personen aus der Pfalz, welche übers Meer befördert zu werden wünschten. Manche gingen auch nach England und kamen mit englischem Gelde weiter, mitunter blieben sie auch dort sitzen. Um 1740 ließen die Bitten um Hilfeleistung bei den holländischen Brüdern nach, weil sich die Verhältnisse in der Pfalz überhaupt günstiger gestalteten und bald die Auswanderungslust infolge der kriegerischen Unruhen in Amerika matter wurde. So weit man die Sache übersehen kann, ist kein Transport mennonitischer Auswanderer besonders unglücklich gefahren.

10.

**Neue Ansiedlungen,** weiter westlich, nördlich und südlich von Germantown entstanden in rascher Folge. Im genannten Städtchen stieg der Grundbesitz schnell im Wert und so fanden es die älteren Einsassen desselben

bald vorteilhaft, ihr dortiges Heim an meistens nicht mennonitische Leute zu verkaufen und mit dem Strome neuer Emigranten westlich zu ziehen und sich oft im Urwald auf billigen aber fruchtbaren Ländereien eine neue Heimat zu gründen. So kam es 1702 zu einer Kolonie am Schiebach (Scippack), wo sich Mennoniten aus Krefeld und der Pfalz anbauten, mit Familiennamen wie Kolb, Gottschall, Kassel, Wismen u. s. w. Montgomery County wurde sodann mit mennonitischen Niederlassungen besäet. Zu Salford bildete sich 1718 eine Gemeinde, die sich 1738 ein geräumiges Schul- und Versammlungshaus baute. Zur selben Zeit 1719 entstand zu Franconia eine Gemeinde mit Familiennamen wie Funk, Clemmer, Hunsberger u. a. Andere Niederlassungen folgten, so zu Hatfield, Schwenksville u. s. w. In Books County entstanden Gemeinden zu Schwamm in Milford Township, dann zu Hereford um 1727 mit Familiennamen wie Schelly, Clemmer u. a., meistens waren es Emigranten aus der Pfalz. Später blühten zu Perkasie, Bedminster, Deep Run, mennonitische Ansiedlungen und Gemeinden empor. Ähnlich ging es in Chester County. Besonders rasch wurde Berks und Lancaster County von den nach 1711 aus der Schweiz eingewanderten Täufern besiedelt mit Familiennamen wie Herr, Müller, Martin, Funk u. a. So dicht aneinander gestalteten sich hier ihre Niederlassungen, daß sie der ganzen Gegend ihr Gepräge aufdrückten. Der beste Boden befand sich bald in ihrem Besitz und um 1735 zählte man in Lancaster County schon 500 mennonitische Familien; die meisten gehörten der Amischen Richtung an. Noch vor Schluß des Jahrhunderts erstreckten sich einzelne Niederlassungen von Mennoniten bis zur westlichen Grenze von Pennsylvanien und nördlich in New Jersey und südlich in Virginien hinein. Wo der Urwald am dichtesten war und die Bäume am

dicksten standen, da baute der Mennonit sein Blockhaus; denn da mußte guter Boden sein. Er verstand es, wie der Deutsche überhaupt, schneller und vorteilhafter das Land unter Kultur zu bringen als der Engländer und Irländer. Sehr offen und nachdrücklich haben es Staatsmänner und Historiker bezeugt, daß die Mennoniten gar nicht die Verdienste um die Kultur dieser Gegenden in Anspruch nehmen, zu welchen sie berechtigt sind.

11.

**Die kirchlichen Verhältnisse** dieser rasch emporwachsenden Gemeinden können wenig befriedigend gewesen sein. Es fehlte besonders an Büchern und auch an Mitteln, sie zu importieren. Daher wandte sich die Gemeinde zu Germantown nach Amsterdam mit der Bitte um Bibeln, Testamente und Katechismen. Im Jahre 1712 ließ man das Dortrechter Glaubensbekenntnis in englischer Sprache zu Amsterdam drucken. Dieses wurde 1727 in Amerika nachgedruckt als die erste Broschüre der hiesigen Mennoniten. Im Jahre 1724 langte ein Christoph Sauer aus Westfalen in Germantown an und eröffnete eine deutsche Druckerei. Ihm rühmte man nach, daß er dreißig Handwerke ohne Meister erlernt hätte. Bei ihm erschien 1739 der erste deutsche Kalender unseres Landes und 1743 die ganze deutsche Bibel, 40 Jahre vor der ersten englischen Ausgabe. Sie ist der Ruhm der deutschen Presse Amerikas. Weiter erschienen bei Sauer einige von einem Heinrich Funk von Franconia verfaßte Schriftchen,— ein „Spiegel der Taufe“ und eine Erklärung der Gesetze. Ebenso verlegte Sauer den „Ausbundt.“ Mit vielen Befürchtungen beobachteten die mennonitischen Gemeinden die Anzeichen des Krieges der Kolonien mit den Franzosen und Indianern im Jahre 1754. Ob sie da nicht auch hineingezogen werden könnten, war ihre ängstliche Frage.

Um sich in ihrem ererbten Grundsatz der Wehrlosigkeit zu verfestigen, wünschten sie den „Märtyrerspiegel" gedruckt zu bekommen. Sie wandten sich 1742 und 1745 nach Amsterdam in dieser Sache, anfragend, ob nicht dort jemand das Werk ins Deutsche übersetzen und zum Druck befördern könne. Aber die dortigen Brüder säumten mit der Antwort und bewiesen wenig Lust, auf so ein großes Unternehmen einzugehen. Ehe jedoch ihr so gehaltenes Schreiben hier eintraf, hatten sich die amerikanischen Gemeinden selbst daran gemacht, in einem Peter Müller einen Übersetzer gefunden und es in Ephrata, Pa., 1748 drucken lassen; 15 Mann arbeiteten drei Jahre an der Herstellung des Werkes. Es ist der Stolz amerikanischer Druckarbeit dieser Zeit. Für die Mennoniten war die Sache ein Riesenunternehmen, das ihrem konfessionellen Interesse ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Sonst blieb man in diesem Jahrhundert ganz in den alten Formen des Gemeindelebens hängen, wählte die Prediger aus dem Bruderkreise durch Stimmenmehrheit oder durchs Los und einen derselben zum Ältesten mit dem für mennonitische Eigenart wenig zutreffenden Titel „Bischof." Von irgend welcher fachmäßigen Vorbildung war keine Rede. Die kirchliche Versorgung der Gemeinden muß daher oft nur dürftig gewesen sein. In der ersten Zeit neuer Ansiedlungen konnten die Mennoniten aber mit ihrem Predigersystem den Gliedern anderer Kirchenkörper viel nützen und haben das oft getan. An eine kirchliche Propaganda oder eine Indianermission hat man, scheints, wenig oder gar nicht gedacht. Im eigenen Kreise und still nach außen hin übte man aber auch hier die ererbten Tugenden des praktischen Christentums. Die sittliche und wirtschaftliche Tüchtigkeit der Mennoniten wurde auch in Amerika bald sprüchwörtlich und die Bemerkung William Penns über sie an seinen Agenten, daß sie ordentliche Leute seien, welche weder schwö-

ren noch Krieg führen, blieb so eine stehende Bezeichnung ihrer Eigenart.

12.

**Christopher Dock**, der erste bedeutende mennonitische Schulmeister unseres Landes, ist besonderer Beachtung wert. Im allgemeinen befand sich ja das Schulwesen der Kolonien in der ersten Zeit in sehr primitiven Verhältnissen und besonders da, wo es an weitersehenden Männern fehlte. Docks pädagogische Tätigkeit bildet einen Lichtpunkt auf diesem Gebiet. Er war 1714 als Mennonit von drüben her eingewandert, wahrscheinlich um dortigem militärischem Druck zu entgehen. Er eröffnete zuerst eine Schule am Scippack und führte sie 10 Jahre fort, ohne viel Vergütung zu bekommen. Letzterer Umstand veranlaßte ihn, sich zu Salford, Montgomery Co., 100 Acker Land für 50 Dollars zu kaufeu und Farmer zu werden. Nebenbei hielt er eine Sommerschule zu Germantown. Nach einer Reihe von Jahren gab er jedoch die Landwirtschaft wieder auf und widmete sich ganz dem Schulfach, abwechselnd am Scippack und in Salford je drei Tage in der Woche Schule haltend. Mit großem Erfolg setzte er seine Arbeit bis an sein Lebensende fort. Er wurde als der „mennonitische Schulmeister" eine der bekanntesten und einflußreichsten Persönlichkeiten jener Gegend. Als er an einem Herbstabend im Jahre 1771 nicht zur gewohnten Stunde heimkehrte, suchte man ihn und fand ihn in der Schule auf seinen Knieen, — heimgegangen, — sicherlich ein würdiger Abschluß eines Lebens, das sich ganz verzehrt hatte in treuer Liebe und nützlicher Arbeit an andern.

Als Christ und Pädagoge hat Dock auf seine Zeitgenossen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Man rühmte besonders seine Gelassenheit und erzählt eine Geschichte, wie ihn einmal zwei Männer in dieser Beziehung prüfen wollten. Somit beschimpfte ihn der eine, als er vorbeikam.

Dock aber erwiderte nur: „Freund, möge des Herrn Gnade mit dir sein!" In seiner Schule war gewinnende Liebe der Hauptfaktor seiner Beziehung zu den Kindern, und weit und breit erzählte man sich von seiner Schularbeit. Es war jedenfalls kein bloßer Einfall, daß Sauer auf den Gedanken kam, eine Darstellung seiner Methode, Schule zu halten, drucken zu mögen. Aber der bescheidene Mann sträubte sich gegen irgend welches Hervortreten in die Öffentlichkeit, arbeitete jedoch die betreffende Schrift auf vielseitiges Drängen aus und übergab sie Sauer mit der Bedingung, daß sie erst nach seinem Tode publiziert werden dürfe. Sie erschien jedoch schon 1770 in Gestalt eines Heftes von 59 Seiten. So viel man weiß, ist sie die erste pädagogische Schrift unseres Landes und das einzige Bild einer Landschule zur Kolonialzeit. Vieles, was man heute als Ergebnis neueren pädagogischen Nachdenkens hinstellt, übte Dock schon in seiner bescheidenen Praxis. Er war konfessionell weitherzig; brachte den Schülern Liebe und Vertrauen entgegen; suchte ohne körperliche Strafen auszukommen und — was meinte das nicht in jenen Tagen! — er führte die Wandtafel ein; gab Musikunterricht; schrieb den Kindern Büchlein und malte ihnen Blumen als Belohnung. Er unterschied zwischen Unwissenheit und Bosheit. Liebe, Unterricht und Zucht bildete seine pädagogische Trias. Er ist der amerikanische Pestalozzi, und mit seinem Werk muß unsere Pädagogik beginnen.

13.

**Die Kriege der Kolonien mit den Indianern** in den Jahren 1754 bis 1763 stellten die Mennoniten bezüglich ihres Grundsatzes von der Wehrlosigkeit auf keine geringe Probe. Sie hatten denselben von Anfang zu pflegen gesucht und sich um seinetwillen auch mancher Opfer unterzogen. Germantown verlor z. B. 1709 seine Rechte als eine eigene Stadt teilweise aus dem Grunde, daß sich niemand fand,

der das Amt eines Bürgermeisters und eines Sherifs übernehmen wollte. Die Amischen Mennoniten in Lancaster Co. wandten sich 1718 an William Penn mit einer Beschwerde darüber, daß sie sich an der Politik beteiligen sollten. Sie wollten nicht zu den Wahlen gehen, noch mit Gerichtshöfen und amtlichen Stellungen sich befassen. Abgaben wollten sie zahlen, sonst aber die göttlichen Gesetze allen andern vorangehen lassen. Man entband sie sodann von allen Verpflichtungen, Staatsämter zu übernehmen. Alle Mennoniten bemerkten aber, wie weitgehend die Quäker im Laufe der Zeit von ihrem Grundsatze, sich nicht mit der Waffe zu verteidigen, abwichen, und das machte sie um ihre eigene Festigkeit in diesem Punkte besorgt. Mit den Indianern waren sie von Anfang an sehr friedlich ausgekommen, und manche mennonitischen Settlers hatten sich weit in den Urwald hinein gewagt, wo sie nun doch den Gedanken an einen Überfall seitens der Rothäute nicht zurückweisen konnten. Wie ernstlich man sich um den alten Standpunkt bemühte, zeigt der Eifer in der Beschaffung des Märtyrerspiegels. In dem Briefe an die holländischen Brüder heißt es: „Weil die Kriegsflammen immer höher zu steigen scheinen und niemand weiß, ob nicht das Kreuz und die Verfolgung der wehrlosen Christen bald kommen mag, so ist es von Wichtigkeit, Standhaftigkeit und Stärkung des Glaubens zu erstreben.“ Sie baten die holländischen Brüder, sich für sie beim englischen König zu verwenden, daß sie nicht im Krieg zu dienen hätten. Und man hatte sich nicht umsonst gerüstet. Der Wohlstand der mennonitischen Farmen reizte die Wilden, und in Pennsylvanien wurden viele derselben niedergebrannt und an 50 Personen erschlagen. Eine etwas nach außen hin gegründete Ansiedlung von 13 Familien in Virginien wurde gänzlich zerstört, und auch die meisten der Bewohner endeten unter dem Tomahawk. Ja, noch im Jahre 1766 wurde ein etwas abseits

wohnender Prediger John Roads überfallen und mit fast seiner ganzen Familie niedergemacht. Daß sich aber die so gemißhandelten Mennoniten zu einer bewaffneten Gegenwehr haben drängen lassen, weiß die Geschichte nicht zu berichten. In Pennsylvanien gerieten jedoch die Gemeinden durch die Überfälle der Wilden in solche Not, daß sie sich nach Hilfe von außen umsahen. Sie schickten 1758 zwei Delegaten nach Holland. Diese machten dort einen guten Eindruck und kamen mit 50 Pfund Sterling zurück. Von dieser Zeit an stockte der Briefwechsel mit den Holländern. Letztere interessierten sich aber noch lange lebhaft für ihre hiesigen Glaubensgenossen und notierten sich um 1793, daß es hier an 300 mennonitische Gemeinden gebe.

14.

**Auch der Unabhängigkeitskrieg der Kolonien** 1776 bis 1783 brachte den Gemeinden manche Prüfungen in ihrer Sonderstellung und große wirtschaftliche Verluste. Mit Recht fürchteten sie, man würde auch sie zum Kampfe heranziehen wollen. Manche ihrer Nachbarn verlangten, man solle ihnen das Bürgerrecht entziehen, wenn sie nicht mitkämpfen wollten. Sie berieten sich daher mit den gleichgesinnten Quäkern und Dunkards und erwirkten von der Colonial Assembly von Pennsylvanien eine Verfügung, wonach alle diejenigen von irgend einem obligatorischen Waffendienst befreit sein sollten, welchen die Teilnahme am Krieg gegen ihr Gewissen ging. Auch bei dem Congreß der Kolonien kamen die Mennoniten 1775 um die Gewährung derselben Vergünstigung ein und als sie erfolgte, sprachen sie ihren Dank in einem besondern Schreiben aus. Sie bemerkten in demselben, daß sie willig wären, der Obrigkeit gehorsam zu sein und Steuern zu zahlen, daß es aber gegen ihre Überzeugung ginge, ihre Feinde mit der Waffe niederzuschlagen. Manche unter den Mennoniten meinten

freilich, es sei unrecht, Kriegssteuern zu zahlen. Es kam zu einer großen Konferenz, wo über diese Frage und darüber verhandelt wurde, ob sich Pennsylvanien gegen England erklären dürfe. Natürlich geriet man in der Debatte scharf aneinander, bis ein Prediger Funk darauf hinwies, daß die Mennoniten mit letzterem Punkt nichts zu tun hätten und daß sie dem neuen Kongreß würden Abgaben zu zahlen haben, da sie ja sein Geld genommen hätten.

Übrigens hatten auch die Mennoniten unter dem Kriegsdruck schwer zu leiden. Die Schicksale eines Predigers Jacob Funk, drei Meilen westlich von Germantown, mögen als Beispiel dienen. Sein Haus wurde teilweise als Pferdestall benutzt und bei der Schlacht zu Germantown, am 4. Oktober 1777 nahmen ihm die Soldaten sein Vieh und seine ganze Habe. Seine Tochter versteckte sich während der Zeit im Keller. Trotzdem kam er nie mit einem Anspruch um Vergütung ein. Es gelang ihm bald wieder, zu einem Joch Ochsen zu kommen und sich wirtschaftlich empor zu arbeiten. Auf seinem Gehöft wurde auch der in genannter Schlacht gefallene brittische General Murray beerdigt, während der amerikanische General Nash auf Washingtons Befehl auf dem Friedhof der Gemeinde zu Kulpsville sein Grab erhielt, wo ihm 1844 ein Denkmal gesetzt worden ist. Recht tragisch nimmt sich das Schicksal der zu Ephrata, Pa., noch aufgespeicherten Exemplare des Märtyrerspiegels aus. Auf der Suche nach Papier für ihre Patronen wurden sie von den amerikanischen Truppen in Beschlag genommen und trotz aller Proteste der aufgeregten Bürger als willkommenes Kriegsmaterial benützt. Überhaupt brandschatzten die Britten wie auch die Amerikaner die Mennoniten mit Vorliebe. Erstere hielten sie für Rebellen und letztere für englischloyal, weil sie keine Waffen ergreifen wollten. An Geld, Lebensmittel u. s. w. haben die Mennoniten ihr gerüttelt und geschüttelt Maß für die Freiheit ihres Vaterlandes beigetra-

gen und man hat mit Grund darauf hingewiesen, daß sich Washington mit seiner Armee nicht so lange hätte in Pennsylvanien halten können, wenn auf den mennonitischen Farmen nicht so viel Mundvorrat und Futter gefunden worden wäre.

Als eine wehmütige Notiz darf freilich nicht verschwiegen werden, daß viele Nachkommen der älteren mennonitischen Familien den ererbten Standpunkt der Wehrlosigkeit total fallen gelassen hatten. Von den Nachkommen eines Heinrich Pannebacker beteiligten sich schon ca. 125 aktiv an diesem Kriege. Sogar ein Prediger Henry Funk ließ sich als Soldat anwerben, wurde darauf aber von seiner Gemeinde ausgeschlossen. Es war freilich nicht leicht, daheim zu bleiben, wo die Wogen des militärischen Patriotismus so hoch gingen. Auch der erwähnte General Nash soll mennonitischer Herkunft gewesen sein, ebenso der 1876 im Indianerkrieg gefallene General Custer.

## 15.

Auch **die Entstehung und Entwicklung anderer deutschen Gemeinschaften unseres Landes** hat den inneren Bestand der Mennoniten wesentlich beeinflußt. Ganz anders als in Europa umwogte sie hier bald eine teils gesunde, teils ungesunde kirchliche Konkurrenz. Andererseits fand man auch im gewissen Zusammenschlusse mit verwandten Denominationen viel Anregung und Stärkung, lernte auch immer wieder in Controversen mit denselben die Begründung des eigenen Standpunktes aufzufrischen. Zunächst kamen in Pennsylvanien die verschiedenen kirchlichen Richtungen leidlich mit einander aus. Noch im ganzen 18. Jahrhundert strömten die Heilshungrigen aller Kreise zusammen, wenn irgendwo ein bedeutender Prediger auftrat. Unter den aus Europa eingewanderten oder sich hier neubildenden Richtungen, mit welchen es die Mennoniten zu tun

hatten, merken wir uns besonders: 1. Die **Tunker** oder **Dunkards,** welche die Untertauchungstaufe übten, nichts von Eid oder Kriegsdienst wissen wollten und auf größte Einfachheit in Gottesdienst und Kleidung drangen. Die Richtung war 1708 in Schwarzenau, Westfalen, von einem Alexander Mack gegründet worden. Im J. 1719 kamen von ihnen 19 Familien herüber und ließen sich in Germantown nieder. Sauer, der erste deutsche Buchdrucker Amerikas, gehörte zu ihnen. Sie zählt heute an 100,000 Glieder. 2. Die **Brüderschaft zu Ephrata,** Pa., gestiftet von einem Konrad Beissel, einem Tunkerprediger, der sich 1729 von diesen trennte, weil er den Sabbat statt des Sonntags feierte. Beissel war der Jünger eines Kelpius, welcher mit seinen Anhängern die baldige Wiederkunft Christi erwartete. Sie erbauten sich einen hohen Wachtturm, wo ein Wächter nach den betreffenden Anzeichen ausschauen sollte. Kelpius gab sich für den zweiten Elias aus, wollte wie der erste gen Himmel fahren und fühlte sich sehr enttäuscht, als auch der Tod an ihn herantrat. Beissel organisierte eine Art Mönchsverband mit einem Kloster für ein abgeschlossenes Leben in Ephrata. Auch ein Nonnenkloster ähnlicher Art entstand dort. Das ganze war eine seltsame Mischung von Frömmigkeit und sonderbaren Überspanntheiten. Man brachte es bis zu 300 Gliedern. Bis vor Kurzem waren noch einige Glieder dieser Richtung vorhanden. 3. Die **Schwenkfelder,** welche aus Schlesien und zwar aus dem 16. Jahrhundert stammten. Im J. 1743 kamen die ersten von ihnen in Philadelphia an und bald folgten weitere mit Namen wie Kriebel, Jäckel, Hübner u. s. w. Manche von diesen erhielten auch in Holland Unterstützung. Sie ließen sich im östlichen Pennsylvanien nieder, blieben aber nur eine kleine Gemeinschaft. 4. Die **Herrnhuter** oder die **Brüdergemeinde** gründeten hier einen eigenen Zweig ihrer Richtung. Im J. 1735 kamen einige ihrer Missionare nach Georgia, um dort

unter den Indianern zu wirken. Durch Kriege vertrieben, ließen sie sich in Pennsylvanien nieder und gründeten Betlehem. Im Jahre 1742 kamen viele ihrer Genossen aus Sachsen nach und bald darauf Zinzendorf selbst und versuchte auf Massenversammlungen, Lutheraner, Reformierte und Mennoniten für seine Union zu gewinnen. Da er hier jedoch auch eine herrische Art zeigte, so war sein Erfolg nur mäßig. Die Brüdergemeinde machte sich aber durch ihre Erziehungsanstalten und ihre Indianermission sehr verdient. 5. Die **Methodisten** mit ihrem Drängen auf persönliches Christentum hatten auch mannigfache Beziehungen zu den Mennoniten. Auch diese fluteten zu den Versammlungen Wesleys und Whitefields und manche gingen später zu ihnen über. 6. Die **lutherische** und **reformierte Kirche** gestaltete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zu selbständigen Kirchenkörpern, besonders unter der Leitung Mühlenbergs und Schlatters. An vielen kleinen Orten bestanden freundliche Beziehungen zwischen ihnen und den Mennoniten und besonders hat ihre Literatur bei manchen von diesen Eingang gefunden. 7. Die **River Brethren**, so genannt, weil sie die Taufe nur im Fluß durch Untertauchung vollzogen und auch, weil sie zuerst am Susquehannafluß wohnten, wurden 1776 von einem mennonitischen Prediger Jakob Engel als eine eigene Richtung gegründet. Unzufrieden mit dem kirchlich monotonen Leben seiner Gemeinde begann dieser besondere Gebetsstunden u. s. w. zu halten und kam so zu einer Separation von den andern. 8. Die **Vereinigten Brüder in Christo** gestiftet um 1800 von einem mennonitischen Prediger Martin Böhm in Lancaster Co., Pa., welcher zuerst längere Zeit mit den Methodisten lebhaft sympathisiert hatte, — und einem sehr begabten reformierten Pastor mit Namen Otterbein. Die Richtung wuchs schnell und zählt heute an 250,000 Glieder. In vielen Fällen verkehrten diese Gemeinschaften höflich und brüderlich mit einander, besonders

bei Leichenbegängnissen, benutzten auch oft dieselbe Kirche. Da die Mennoniten aber in der Ausbildung ihrer Prediger ganz in der alten Art stecken blieben, so gestaltete sich ihr kirchlicher Verkehr mit andern in den Städten und da nicht lebhaft, wo diese feste Gemeinden, mit vorgebildeten Dienern am Wort versehen, aufgebaut hatten.

16.

**Pennsylvanien blieb im ganzen die Heimat der Mennoniten bis an den Schluß des 18. Jahrhunderts.** Hier wurzelten sie sich mit ihrer wirtschaftlichen und kirchlichen Eigenart ein, so daß sie nach diesen zwei Seiten hin ein sehr charakteristisches Bevölkerungselement bildeten. Auf ihren Farmen standen bald statt der ursprünglichen Blockhäuser massive Steingebäude und namentlich geräumige zweistöckige Scheuern von besonderer Bauart. Auch die Kirchen baute man bald von Stein, so 1770 die zu Germantown. In Lebensweise und Sitte kam es hier zu bestimmten Zügen, die oft eine interessante Mischung von alten und neuen Ideen ausdrückten. Vielfach und jedenfalls in zu weitgehender Weise blieb man bei den Einrichtungen und Ansichten stehen, welche sich hier in der Pionierzeit gebildet hatten, und sah zu ihnen als für alle Zeiten normale Linien empor. Man mied die Stadt, — auch die dort gebotenen Bildungsstoffe — und betonte die ländliche Abgeschlossenheit nach außen, übte aber auch in gewinnender Weise die Tugenden des häuslichen Christentums, Einfachheit, Fleiß, Sparsamkeit, Gastfreundschaft, strenges sittliches Verhalten. Allgemein rühmten andere die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Mennoniten und ihre Ehrlichkeit; es hieß, sie hätten das beste Land und keine Streithändel, — wollte daneben auch viel Vorsicht und Klugheit im Geschäftsverkehr bei ihnen finden. Man hielt sie für Gegner einer guten Bildung; — und das teilweise mit Recht. Von höheren

Kenntnissen wollten die Mennoniteu nichts wissen. Es war ein stehender Ruhm jedes einzelnen, daß er mit seinem Rock keine Collegewand abgerieben hätte. Andererseits war dieser Vorwurf nicht zutreffend; denn die Mennoniten, wie alle Deutsche jener Tage, wehrten sich nur gegen englische Schulen, befürworteten aber deutsche Volksschulen. In kirchlicher Hinsicht blieben meistens die alten konservativen Ideen maßgebend. Man baute einfache, scheuerartige Versammlungshäuser, in deren Nähe meistens auch ein Kirchhof angelegt wurde, den man oft verwildern ließ. An eine Fachbildung für den Lehrdienst dachten wenige. An eigener Literatur fehlte es sehr. Manche landläufig gewordene Sitte bürgerte sich auch bei den Mennoniten ein, — so die großen und kostspieligen Leichenmahlzeiten, hervorgegangen aus dem Bedürfnis der ersten Zeit, weit her gekommenen Gästen eine kleine Erfrischung zu reichen. In den Notizen über Prediger und andere wird oft erwähnt, daß er dann und dann sein Testament gemacht habe. Langsam nahmen auch die Mennoniten technische und andere Ausdrücke aus der englischen Sprache in ihre deutsche auf und halfen mit, den pennsylvanisch-deutschen Dialekt herauszubilden, welcher eine Mischung der passendsten Wörter beider Sprachen bildet, mit Abschleifung aller Härten in der Aussprache und Biegungsschwierigkeiten. Statt fragen sagte man „froge;“ statt Bäume „Behm;“ statt Abend „Owet;“ statt Scheuer „Scheier;“ statt gefunden „gfunne“ u. s. w. Es hat sich viel urdeutsche Gemütlichkeit in diesem Dialekt abgelagert; man gebrauchte es bald weitgehend auf der Kanzel und verwendete es sogar in der volksmäßigen Poesie. Es ist ein Beispiel des bescheidenen intellektuellen Gesichtskreises, in dem sich bald die Mennoniten bewegten. Für Geschichte und philosophisches Denken wurde wenig Sympathie entwickelt, was einerseits naturgemäß war, andererseits doch

einen Mangel bezeichnete. Kaum jemand schrieb ein Buch; man versah die Kirchen und Grabsteine oft nicht mit den nötigsten Inschriften; man hatte wenig Sinn für die Kulturaufgaben der Menschheit und verlor oft die eigene Vergangenheit aus dem Auge, — Züge, welche sich damals auch bei andern deutschen Volkskreisen unseres Landes fanden.

---

# III. Weitere Aussiedlungen, Einwanderungen und Ansiedlungen im 19. Jahrhundert.

17.

**Der große wirtschaftliche und industrielle Aufschwung der Vereinigten Staaten** nach der Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit führte ihren Küsten die europäischen Einwanderer in großen Scharen zu. Das bewirkte im Osten unseres Landes eine rasche Preissteigerung des Bodens, so daß hier bald viele Farmer nichts vorteilhafter fanden, als ihr Landgut an reiche Ankömmlinge teuer zu verkaufen und weiter westlich zu ziehen, um sich im dichten Urwald längs des Ohio und Mississippi einen größern Landkomplex zu erwerben. Mit ihnen ging natürlich der jüngere Überschuß der Bevölkerung. Eine eigentliche Landfrage hat es ja bis heute bei den amerikanischen Mennoniten noch nicht gegeben. Man „moovte" immer wieder westlich, wenn die Ansiedlungen dicht wurden, ja der amerikanische Wandertrieb bürgerte sich langsam auch bei den Mennoniten ein. In vielen Fällen gehörten sie zu den ersten Pionieren einer Gegend und übten auf deren wirtschaftliche und bürgerliche Gestaltung einen guten Einfluß aus. Von Pennsylvanien ging es gen Norden bis zu den Niagarafällen und in Canada hinein; westlich sodann in die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, südlich in Virginia, North Carolina und Kentucky hinein. Neu-England und die Südstaaten dagegen sind bis heute von mennonitischen Ansiedlern nicht besetzt worden, wenigstens in keiner nennenswerten Weise. Nach Ohio kamen die ersten mennonitischen Ansiedler aus Pennsylvanien um 1812. Im J. 1817 ließen sich in Butler Co. Familien nieder mit Na=

men wie Augsburger, Sommer u. a.; 1830 kam ein Prediger Namens Oberholzer nach Medina Co. Von Ohio aus wurde Indiana besiedelt. Im J. 1843 kamen hier die ersten nach Elkhardt, mit Familiennamen wie Hoover, Schmelzer, Funk, Colb, Holdemann u. a. Von hier aus zogen einige nach Michigan. Auch nach Illinois kamen die Mennoniten noch vor 1850. Im Staate New York wurden die ersten mennonitischen Ansiedlungen von Lancaster Co., Pa., aus gegründet. Schon um 1774 zog ein gewisser John Roth in die Nähe der Niagarafälle; andere folgten, besonders um 1810. Im J. 1824 kam ein Prediger, Namens Jakob Krehbiel, vom Weierhof aus der Pfalz in diese Gegend. In Virginien siedelte man sich besonders in dem schönen Shenandoahtal an, wo ihrer viele heute noch wohnen und sich durch gute alte Sitten auszeichnen. Manche zogen auch in West Virginien hinein, besonders später während des Bürgerkrieges. Auf allen diesen Ansiedlungsplätzen ging es in der ersten Zeit dürftig genug her. Meistens fehlte es sehr an Kleidungsstoffen. Die Yard Muslin kostete 50 Cents und für den Weizen erhielt man 25 Cents per Buschel. In selbstgemachten Holzschuhen ging man zur Kirche. Auch Möbel und Ackergeräte waren eigenes Fabrikat.

18.

**Die ersten mennonitischen Ansiedler in Canada** kamen auch aus Pa. und zwar aus Books Co. Es waren Gewissensbedenken gegen eine aus einer Revolution entstandene Regierung, welche sie zur Übersiedlung auf englisches Gebiet veranlaßten, da sie dem Könige von England, dessen Vorfahren die Mennoniten freundlich behandelt hatten, den Eid der Treue nicht brechen wollten. Eingezogene Erkundigungen über jene Gegend scheinen sie befriedigt zu haben und so wanderten i. J. **1786** mehrere Fa-

milien aus Pa. dorthin aus, denen 1799 weitere sieben Familien folgten. Sie ließen sich in der Provinz Ontario, in Lincoln Co., nieder. Bald entstand hier ein blühendes Settlement, indem manche andere aus Pa. den langen und beschwerlichen Weg nicht scheuten, sich hier, unter dem Schutz der englischen Krone, eine neue Heimat zu gründen. So kamen zwei Familien, Betzner und Scherch, aus Franklin Co., Pa., und zogen von hier aus, Indianerspuren folgend, tief in den Urwald hinein— bis in die Mitte der großen Halbinsel, wo ihnen das Township Waterloo so gut gefiel, daß sie sich entschlossen, den ganzen Landkomplex, 12 Meilen lang und breit, zu kaufen und hier ihre Hütten zu bauen. Andere Mennoniten und Tunker folgten und man kaufte auch noch das nächste Township Woolwich. Leider gerieten sie dabei in die Hände eines Betrügers und liefen Gefahr, das Land zu verlieren. Nach Pa. gesandte Delegaten bewogen hier einige Brüder, ihnen zu helfen und für sich 60,000 acres zu kaufen. Dieser Umstand bewirkte weitere Auswanderungen nach Canada, besonders in den Jahren von 1812—1815, so daß dort große geschlossene mennonitische Ansiedlungen emporblühten. Neben Pa. wurde so das südliche Canada ein Centrum der Mennoniten, indem diese der ganzen Gegend ihr Gepräge aufdrückten. Auch hier gab es freilich in der ersten Zeit ein prüfungsreiches Pionierleben. Man wohnte zuerst Meilen weit auseinander. Im J. 1806 gerieten die Farmer durch verheerende Waldbrände in große Gefahr. Im Sommer d. J. 1816 war es so kalt, daß man draußen nur in Überröcken arbeiten konnte. Es gab keine Kartoffeln und viele mußten ihr Leben durch Suppen, mit Kleie gekocht, fristen. Mit der Zeit gestalteten sich auch hier die Verhältnisse günstiger. Die Ansiedlung wurde dichter und Städte blühten auf. Berlin wurde eine Art Mittelpunkt derselben. Weitere Einwanderer kamen aus Pa. und Europa, so i. J.

1822 ein Amischer Mennonit aus Baiern zunächst auf Besuch. Ihm gefiel das Land westlich von Waterloo so gut, daß er dem Gouverneur von Canada und nachher auch dem englischen König die Bitte aussprach, sich hier mit Gesinnungsgenossen niederlassen zu dürfen. Man gewährte ihm dieselbe und so führte er i. J. 1826 eine nette Anzahl derselben, besonders aus dem Elsaß, in diese Gegend. Sie unterschieden sich von den andern durch ihre Heftel statt der Knöpfe; auch hielten sie alle religiösen Versammlungen in den Wohnhäusern ab. Diese aber sahen bald recht stattlich aus; der Wohlstand hob sich und die wirtschaftliche und sittliche Solidität der Bevölkerung verschaffte diesem Teile Canadas einen vorzüglichen Ruf.

19.

**Auch aus Europa kamen weitere mennonitische Einwanderer herüber ins Land der Freiheit,** so besonders in den Jahren 1820, 1836 und 1856. Die neuen Ankömmlinge der ersten Jahre bestanden größtenteils aus Schweizer Mennoniten, welche sich teils von dem fruchtbaren Emmental, teils den weniger ertragsamen Jurabergen losrissen. Auch aus dem Elsaß wanderten eine ganze Anzahl ein. Sie suchten sich in Ohio, — hier in Allen, Putnam und Wayne Co.; ebenso in Indiana bei Berne; einige auch in Missouri 'neue Wohnstätten. Zahlreich sind bei allen diesen die Familiennamen Welty, Sprunger, Sommer u. a. Die Reisestrapatzen dieser Einwanderer waren recht schwer und auch bei der Ansiedlung war viel Ernst in der Sache nötig, um nicht zu verzagen. Überall jedoch an den genannten Orten gab es bald blühende Kolonien und auch hoffnungsvoll sich entwickelnde Gemeinden, welche diejenigen in der alten Heimat an Zahl bald überflügelten. Jeder solcher Einwanderungszüge zog aber auch immer gewisse Weiterwanderungen der einheimischen

Mennoniten mit sich und nach sich, so daß Familien beider Klassen bei einander zu wohnen kamen.

Im J. 1553 wanderte sogar eine kleine Gruppe holländischer Mennoniten mit zwei Predigern ein und ließen sich in Indiana nieder. Sie kamen, um hier Befreiung vom Kriegsdienst zu genießen.

In den 40. und 50. Jahren fand sodann auch eine zahlreiche Einwanderung süddeutscher Mennoniten statt. Infolge der ungünstigen Verhältnisse in Deutschland in den 48. Jahren verließen viele Familien in Baden, Baiern, Hessen und der Pfalz die alte Heimat und suchten sich hier zum teil schon im Westen eine neue Wohnstätte. Einige wenige ließen sich in den Städten wie Cleveland u. a. nieder und gründeten Geschäfte — die meisten wandten sich jedoch dem Landleben zu und siedelten sich in Iowa, Lee Co., Ohio, Ashland Co., Illinois, bei Summerfield u. s. w. an. Familiennamen wie Krehbiel, Leisy, Bär, Risser, Haury, Hege, Schowalter u. s. w. fanden sich häufig unter ihnen. Manche besaßen einige Mittel, konnten oft englischen Settlers Ländereien abkaufen und brauchten nicht ein kümmerliches Pionierleben der alten Art durchzumachen.

20.

**Über die kirchlichen Verhältnisse der Gemeinden** während der ersten Zeit ihrer Ansiedlung läßt sich wenig auffinden, indem wenig aufgezeichnet wurde und das wenige später oft der Vernichtung anheimfiel, als die englische Sprache die deutsche verdrängte. Man wohnte weit auseinander und das Ringen um die äußere Existenz ließ ein reges Gemeindeleben nicht aufkommen. Oft haftete man auch an alten Ideen, die schadeten und nicht nützten. So wollten die Mennoniten in Canada viele Jahre von keinem eigentlichen Versammlungshaus etwas wissen, sondern nur in ihren Wohnungen zusammen kommen. Nachgerade zimmerten sie sich

doch eins aus Baumblöcken. Da sie keinen Prediger hatten, so schrieben sie nach Books Co., Pa., um Weisung. Man riet ihnen, in der eigenen Mitte eine Wahl abzuhalten; was wohl auch geschehen ist. In Waterloo Co. wurde i. J. 1809 ein **Benjamin Eby** zum Prediger und bald darauf zum Ältesten gewählt. Er bewährte sich als eine sehr tüchtige Kraft, machte viele Reisen in seinem Amte, setzte sich mit Brüdern in Deutschland, wie B. C. Roosen, in brieflichen Verkehr und schrieb einige Bruchstücke der mennonitischen Geschichte. Er ließ eine große Lücke zurück, als er 1853 heimging. Auch in Canada konnten die Mennoniten mit ihren unstudierten Predigern den andern Denominationen oft dienen, besonders bei Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w., als diese noch kirchlich ungeordnet dastanden. Im ganzen fehlte es hier jedoch den mennonitischen Kreisen bald sehr am geistlichen Leben. Es hieß nicht mit Unrecht, daß viele in den alten pennsylvanischen Schnurren besser daheim wären als in der heiligen Schrift. Im kirchlichen Leben blieb man gesunden Neuerungen sehr abhold. Den Versammlungen mangelte oft der Gesang, weil niemand zu singen verstand. Eigene Literatur fehlte fast gänzlich. Die Folge solcher Zustände war der Verlust der jungen Leute. Die geweckteſten unter diesen schlossen sich andern Denominationen an und manche der Alten folgten ihnen. Richtige neue Lebensbewegungen in den alten Gemeinden, welche sich in gemeinschaftlichen Gebetstunden einen entsprechenden Ausdruck schufen, fanden wenig allgemeine Zustimmung, hielten sich auch nicht ganz in den Linien biblischer Nüchternheit. Träger solcher reformierenden Ideen waren ein Prediger Daniel Hoch † 1878 und seine Genossen. Er gründete eine Art eigene Richtung. Im J. 1860 gab es in Canada, in Waterloo Co. allein, sieben Gemeinden — an denen man tadelte, daß sie sehr mit einander haderten und das Führen von Prozessen vor Gericht nicht für unrecht hielten. Gün=

stiger sah es in den in Iowa und Illinois gegründeten neuen Gemeinden aus. Infolge der drüben gewonnenen guten Schulbildung wußten sie sich von Anfang an kirchlich entsprechender einzurichten und mit weiterm Blick richtige Neuerungen mit dem guten Alten zu verbinden.

21.

**Während des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und England** gerieten die Mennoniten in Canada in Gewissensnot und Bedrängnisse. Die Regierung zwang die Männer, sich den Regimentern anzuschließen; aber zur Teilnahme am Gefecht ließen sich diese nicht treiben. Als man das einsah, wurden sie als Fuhrleute angestellt. Sie mußten aber ihr eigenes Fuhrwerk herbeischaffen. In der Schlacht an der Themse, wo die englischen Soldaten zurückgetrieben wurden, flohen diese mit den Pferden der Mennoniten davon; die Wagen fielen den Feinden in die Hände. So verloren viele ihr ganzes Fuhrwerk und manche wandten sich um Unterstützung nach Pa., um neue Wagen zu bekommen. Daheim waren aber während der Abwesenheit der Männer die wirtschaftlichen Verhältnisse auch sehr zurückgegangen. Man war aber doch froh, den alten Bekenntnispunkt bewahrt zu haben.

22.

**Während des Bürgerkrieges** gerieten zuerst die Mennoniten in Virginien in Schwierigkeiten mit der neuen Regierung, indem man sie als Gegner der Sklaverei hart angriff. Im Mai 1861 wurden auch in ihren Kreisen alle militärfähigen Männer und Jünglinge für die Armee ausgehoben. Es gelang diesen jedoch zu entfliehen. Manche kamen über die Grenze; 70 Mann dagegen unter Führung eines gewissen Suter fielen bei Petersburg in die Hände der conföderierten Soldaten und wurden nach Richmond gebracht. Es gehörten auch einige Tunker zu ihnen. Trotz

vieler Drohungen weigerten sie sich aber die Waffen zu ergreifen. Sie hatten Grund, das Schlimmste zu befürchten, aber sie verzagten nicht, wissend, daß auch daheim eifrig für sie gebetet würde. Als nun ihr Fall im Gerichtssaal verhandelt wurde, da zeigte es sich, daß sie mit den Quäkern und Tunkern einerlei Meinung über den Krieg wären. Zudem trat ein Advokat auf, welcher dem Gerichtshof aus dem Glaubensbekenntnis und der Geschichte der Mennoniten nachwies, daß ihre Weigerung, am Kriege teil zu nehmen, ein geschichtlich gewordener Bekenntnispunkt ihrer Richtung sei. Er spendete den Mennoniten hohes Lob, sagte, daß sie ehrliche und fleißige Leute seien und daheim auf ihrem Landgut viel Lebensmittel für die Armen bauen könnten. Sie zum Mitmarschieren zwingen, meint er, werde wenig nützen, da sie sich eher töten lassen als das Gewehr ergreifen würden. Daheim aber brauche man gerade solche Bauern, wie sie seien. Infolge seiner Rede wurde ein Gesetz passiert, welches die Mennoniten, Tunker und Nazarener vom Militärdienst befreite unter der Bedingung, daß jeder militärisch Taugliche ein Schutzgeld von 500 Dollars zahle. Aber viele ihrer Farmen wurden im Laufe des Krieges niedergebrannt; ja, sie hatten in dieser Beziehung mehr zu leiden als ihre Nachbarn.

In den nördlichen Staaten verfuhr man mit den Mennoniten meistens nach der betreff. Klausel der Konstitution des Staates Pa.: „Wer sich Gewissensscrupel macht, die Waffen zu tragen, der soll nicht gezwungen werden, es zu tun; soll aber ein Äquivalent für persönliche Dienste bezahlen." Der Kriegsminister ließ alle diejenigen frei ausgehen, welche durch die Gesetze ihres Staates dazu berechtigt waren, gegen eine Entschädigungssumme von 300 Dollars. Da sich in einigen Fällen die Rekrutierung wiederholte, so halfen die Gemeinden den weniger

Bemittelten in der Sache. Kaum in einigen war der alte Bekenntnispunkt so tief gesunken, daß ein Bruder ins Feld rücken durfte, ohne seine Gemeindegliedschaft zu verlieren.

23.

**Die kirchliche Selbstversorgung der Gemeinden** gestaltete sich sowohl bei den länger hier schon ansäßigen als auch neu eingewanderten Kreisen zu einer mit immer mehr Fragen und Schwierigkeiten verbundenen Sache, je mehr man an den allgemeinen kirchlichen und Kulturfortschritten unseres Landes Anteil nehmen mußte. Zunächst befand man sich hier ja in einer ganz andern Situation als drüben in Europa. Der Mangel eines Druckes von außen machte hier manches selbstverständlich, was drüben Gegenstand besonderer Sorgen gewesen war. Jeder durfte hier irgend einen Lebensberuf ergreifen; irgend welche Schulen beziehen; irgendwo sich anbauen. Man konnte sich kirchlich einrichten, wie es paßte; drucken lassen, was beliebte; eigene Friedhöfe anlegen; eigene Kassen gründen für den einen oder andern Zweck. Katholiken und Lutheraner rc. hatten hier nicht mehr Rechte als die Mennoniten. Das schuf diesen natürlich ein erhöhtes Selbstständigkeitsgefühl. Man schätzte sich den andern ebenbürtig und verkehrte mit ihnen weitgehend oder vorsichtig nach eigenem Urteil, nutzte ihre Literatur so, wie man selbst dieses für passend fand. Natürlich konnte man sich auch der Frage nicht entziehen, ob nicht manche der Einrichtungen und kirchlichen Bestrebungen der den Mennoniten nahestehenden Richtungen, wie die Baptisten, Methodisten u. s. w., mit ihren geschmackvoll gebauten Kirchen und geschulten Predigern vorbildlich sein dürften. Oft nahm man an deren Lagerversammlungen und dergleichen mehr teil, wurde weitherzig und verlor die eigene Jugend an andere Denominationen. Im ganzen jedoch fühlte man sich zur

Wahrung der alten ererbten Eigentümlichkeiten berechtigt, bildete aber meistens einen zähen Conservatismus aus, der schroff am Alten hängen blieb, besonders äußerlich. Wie sich die Matrone von 60 Jahren kleidete, so sollte es auch die jüngste Schwester machen. Die Männer beobachteten ebenfalls einen einheitlich einfachen Kleidungsschnitt. Darüber gab es oft viel Verhandlungen; ebenso wie man sich zu kleinen Staatsämtern, modernen Vereinen u. s. w. verhalten sollte. Höherem Schulwesen blieb man abhold. Das eigene Deutsche ging ein, sowie die englischen Distriktschulen staatlichen Schulzwang ausüben konnten. Von Künsten und Wissenschaften wollten nur wenige etwas wissen. Zogen Familien in die Stadt, so gingen ihre Kinder in vielen Fällen der alten Gemeinschaft verloren, wenn sie sich höhern Berufszweigen zuwandten. Ganze Familienkreise, wie z. B. die der Familie Keyser in Philadelphia, wurden Glieder anderer Kirchen. Das veranlaßte dann wieder bekenntniseifrige Führer der Gemeinden, sich um so schroffer nach außen hin abzuschließen. Bei den jüngst Eingewanderten blieb man zunächst bei den mitgebrachten Einrichtungen stehen, adoptierte aber bald einiges Neue, wie z. B. die Sonntagschule.

24.

**Eigene Konferenzen** der Mennoniten entstanden schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Soweit darüber die Nachrichten zurückreichen, hat die erste im Jahre **1727** stattgefunden, und zwar in Lancaster Co., Pa. Es wurde auf derselben über ein gemeinsames Glaubensbekenntnis beraten und ein Prediger, Christian Herr, soll die Beschlüsse aufgezeichnet haben. Wie sich sodann dieser Zug nach Zusammenschluß und gemeinsamem Wirken weiter entwickelt und betätigt hat, darüber fehlen genaue Nachrichten. Vom Jahr **1760** an wurden nach guten Berichten regelmäßige Kon=

ferenzen zu Franconia, Montgomery Co., Pa., abgehalten, welche schnell für andere Kreise, wo die Gemeinden dicht zusammenwohnten, vorbildlich wurden. In Pennsylvanien hatten die Gemeinden um diese Zeit begabte und energische Diener am Wort, welche in Einfalt und Treue das geistliche Leben derselben zu fördern suchten und auch einige Schriften schrieben — so ein Joseph Funk, Christian Burkholder, Peter Burkholder und später ein Abraham Gottschalk. Viel Mühe machte den Konferenzen der früher erwähnte Martin Böhm mit seinem nicht nur lebhaften, sondern extravaganten Treiben. Er erging sich in Sätzen wie: „Der Teufel sei etwas Gutes;" „die Bibel könne man ja auch verbrennen" u. s. w., zu Ideen, welche allgemeine Mißbilligung fanden. Auf wiederholtes Ersuchen, sich zu rechtfertigen, verhielt er sich ablehnend, und so kündigte man ihm die Gemeinschaft.

Es kam im ganzen in den sich bildenden Konferenzverbänden zu drei Hauptrichtungen: 1. Die sogenannten „Alten Mennoniten," zusammengesetzt aus den Nachkommen der rheinischen und Pfälzer Mennoniten; der Schweizer Täufer Reistscher Richtung und von den Amischen diejenigen, welche freieren Anschauungen zuneigten. 2. Die Amischen Mennoniten, die Nachkommen dieser aus der Schweiz und dem Elsaß eingewanderten Gemeinden. Bei beiden Richtungen drang man sehr auf subjektive Frömmigkeit, zu wenig auf entsprechende Kirchlichkeit; bei beiden wurden Gemeindebeschlüsse bindende Vorschriften für den einzelnen in seinem äußeren Verhalten. 3. Richtungen, welche teils die nach außen hin abschließende, einengende, teils die nach kirchlichen Fortschritten strebende Gesinnung dieser alten Gemeinden weiter ausgeprägten und so zu einer teils scharfen, teils mildern Separation von denselben kamen. In der ersten Strömung handelte es sich um das Ideal einer „ganz reinen Gemeinde;" in der zweiten mehr um die Befriedigung zeitgemäßer kirchlicher Bedürfnisse. Leider wur=

den die Trennungslinien viel breiter und schärfer gezogen, als es nötig oder entsprechend war.

25.

**Die Gründung neuer Richtungen und Gemeinden** war ja hier im Lande religiöser Freiheit eine leichte Sache und alle protestantischen Denominationen haben dadurch ihre Kräfte sehr zersplittert. Bei den Mennoniten war es nun meistens das Ideal einer „ganz reinen Gemeinde," das energische Führer auf dem Wege neuer kirchlicher Bildungen zu erreichen strebten, und das sie sich in überspannter Weise ausmalten, nicht genug erwägend, mit welchen Schwächen in der Urkirche die Apostel ausgekommen waren. So besonders ein **Hans Herr** in Lancaster Co., Pa., welcher sich mit einer Anzahl Genossen durch eine nochmalige Taufe von den andern sonderte. Seine Verurteilung derselben war von maßloser Schärfe. Er erklärte sie samt und sonders für einen unbekehrten Haufen, totem Kirchentum und weltlichem Treiben verfallen. Auch ihre Prediger hielt er für unbekehrt und nannte sie blinde Blindenleiter. Daß er Teilnahme fand, ist eigentlich merkwürdig. Sein Vater, Francis Herr, war infolge eines unlautern Handels aus der Gemeinde getan worden. Dessen Sohn nun, ohne Glied derselben geworden zu sein, gründete diese neue Richtung mit dem Anspruch, in ihr die zu Ende gekommene Nachfolgerschaft Menno Simons zu verjüngen. Er nannte sich und seine Genossen „die Reformierte Mennoniten Kirche," sonderte sich mit ihnen aufs schärffste von allen andern Christen, so daß sie keinen fremden Prediger hören noch sich mit andern irgendwie erbauen durften. Die Richtung gedieh bis zu 30 Gemeinden mit ca. 16,000 Gliedern. An manchen Orten gingen ihre Gemeinden auch wieder ein und zerfallene Versammlungshäuser und eingesunkene Grabsteine sind die letzten Überreste derselben. In ähnlich schroffer

Weise gestalteten sich weitere andere Separationen. Immer hieß es, daß die Gemeinschaft bis kurz vor dem Auftreten der betreffenden Führer noch einiges Leben gehabt, dann aber ganz erstarrt und sodann den letzten Empfänglichen von jenen durch den Auszug aus „Babel" der rechte Heilsweg gezeigt worden sei. Um einen gesunden Fortschritt dagegen handelte es sich in der Spaltung der Franconia Konferenz in Pa. im J. 1847. Ein junger Prediger **John H. Oerholzer** war hier mit freien und fortschrittlichen Ideen über Kleidertracht, neuen Formen kirchlichen Lebens u. s. w. seinen andern Mitdienern am Wort vorausgeeilt, fand aber mehr Beanstandung als Begünstigung seiner Ansichten. Als er nun darauf drang, die Konferenz solle sich eine feste Konstitution entwerfen und ihre Verhandlungen geschäftsmäßig führen, wurde er und andere Prediger und Vorsteher, welche es mit ihm hielten, in ihrem Amte still gestellt. Sie nahmen die Trennung an und bildeten als „Neue Schule Mennoniten" eine eigene Konferenz, welche unter andern Neuerungen besonders einen entsprechenden Jugendunterricht einführte. Ohne Zustimmung der Gemeinden wurden hier also Prediger von ihrem Amte suspendiert — ganz gegen mennonitische Grundsätze. Doch muß dem alten Teil von Oberholzers eigner Gemeinde nachgerühmt werden, daß er den ihm sich anschließenden Gliedern das wertvolle Gemeindeeigentum überließ und sich eine neue Kirche baute.

26.

**Ein Zustand der Gesunkenheit** war also die allgemeine Signatur der amerikanischen Mennoniten um 1850, wenn demselben auch hoffnungsvolle Züge nicht fehlten. Es fand sich wohl in ihren Kreisen kein Unglaube im strengen Sinn dieses Wortes, kein Liebäugeln mit Payne, — aber viel religiöse Gleichgiltigkeit, wenig Sorge um kirchlichen Fortschritt, viel Vertrauen auf äußere Besonderheiten. Das Gemein=

schaftsbewußtsein war schwach entwickelt. Man hatte keine eigene Statistik. In Canada sollte es über 10,000 Glieder geben; in den Vereinigten Staaten ca. 50,000. Man zählte 10 gesonderte Richtungen. Der Independentismus der Gemeinschaft hatte den in ihr ruhenden Zug nach gesundem Zusammenschluß weit überschattet. Man wollte von andern wenig tragen, noch weniger von ihnen lernen. Viel zu sehr war die Pionierzeit der Ansiedlungen mit ihren bescheidenen Ansprüchen an kirchliche Versorgung normal geblieben. Das wirtschaftliche Gedeihen der Mennoniten machte von sich reden; weniger das kirchliche. Man hatte musterhafte Farmen, große und bequem eingerichtete Wohnhäuser, geräumige Stallungen, viel Vieh; baute Halmfrüchte und Tabak und kam zu reichen Einkünften; — hatte aber oft nur Baraken als Gotteshäuser oder behalf sich mit den Distriktschulen als Versammlungslokale. Der Betrieb einer eigenen Mission, einer eigenen höhern Lehranstalt; eine entsprechende Heranbildung von Predigern und weitern Kräften für die Gemeinden bildeten kein Stück allgemeiner Sorge. Es hat um 1850 wohl keinen universitätlich geschulten Prediger unter den Gemeinden gegeben. Über die eigene Geschichte hatte man im allgemeinen wenig Kenntnisse. Auf solchen Plätzen, wo die Gemeinden nur klein waren, verloren sich manche junge Leute in andere Denominationen, die sich meistens umsichtiger emporarbeiteten als die Mennoniten. Zu wenig strebten diese dahin, ihrem kirchlichen Bestande die entsprechende gesunde Anziehungskraft zu geben. Oft hatte man nur alle zwei Sonntage Gottesdienst und dieser verlief oft sehr monoton. Die noch vorhandene geistige Energie erschöpfte sich in Debatten über eng gezogene Gemeindeordnungen. Von einem Einwirken auf weitere Kreise findet sich wenig — und das in Amerika, dem Lande religiöser Freiheit. Zu wenig verstand man es, die hier gebotene Gelegenheit, zu einem innern und äußern Wachstum zu

kommen, auszunützen; zu wenig fragte man nach den Fingerzeigen, welche uns das Bild der Urkirche in dieser Beziehung an die Hand gibt. Ganz offen sagten denkende Beobachter, — die amerikanischen Mennoniten gehen dem sichern Untergang entgegen.

27.

Und doch, — **das persönliche Christentum der einzelnen und der Familien und das mehr nach innen als nach außen gerichtete religiöse Leben der Gemeinden** ist bei summarischen Urteilen über sie immer übersehen worden. Wo wir solche bei Mennoniten finden, da kommen sie oft von Männern, welche fortschrittlich gesinnt, mehr die Schäden der Gemeinden sahen als deren noch vorhandenes religiöses Leben und Außenstehende notierten auch oft vorwiegend nur die etwas dürftige Kirchlichkeit. Trotz vieler Mängel, bleibt doch auch viel Rühmenswertes zu verzeichnen. Viele Prediger und Glieder der Gemeinden waren aufrichtig fromm, wirkten still und treu für den Herrn — ohne Gehalt — halfen Armen und Kranken. S. W. Pennypacker, der jetzige Gouverneur von Pa., stammt von den Mennoniten und rühmt von seinem Großvater, einem Prediger, daß er nie einen Bond u. s. w. für Geld genommen habe, das er Bedürftigen lieh, daß keine seiner Türen ein Schloß gehabt und daß er den Arbeitern im Erntefeld kein geistiges Getränk habe geben wollen. Überall hielt man auf ein friedliches, stilles Familienleben, erbaute sich an den wenigen Schriften, die man besaß und suchte den Sonntag gewinnreich zu machen. Im ganzen haben doch die Mennoniten viel von ihrer Jugend bei sich behalten und sie im Sinne v. 1. Tim. 2, 2 und 1. Thess. 4, 11 erzogen und unserm einfachen Gemeindeleben zugeführt. Und das will viel heißen in unserm Lande der Geldjagd und religiöser Extravaganzen. Man hatte einfache "Meeting-houses", aber

auch keine kirchlichen Lotterien u. s. w. Man machte zuviel aus Hefteln und Frauenhauben, hatte aber auch kein Protzentum von Juwelen und neuestem Modeschnitt. Landbau oder ein einfaches Geschäft waren die hauptsächlichsten Erwerbszweige. Vor den landesüblichen wilden Spekulationen nahm man sich in acht. Fremden heimelte das einfache, gottesfürchtige Leben auf den mennonitischen Farmen ungemein an, — ebenso die einfachen, aber oft tiefernsten Gottesdienste der Gemeinden. Wohl überall galten die Mennoniten als fleißige, aufrichtige, gastfreie, hilfsbereite, fromme Leute. Gingen sie zu andern Kirchen über, so machten diese an solchen meistens einen guten Erwerb. Der treue Herr aber wußte ihnen Anregungen und Einwirkungen zu schaffen, wodurch sie wieder zu neuen Lebensimpulsen kamen.

---

# IV. Konferenzbestrebungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

## 28.

**An drei verschiedenen Punkten** ließ der Herr im Laufe der 60. Jahre **neue Brennpunkte** des religiösen und kirchlichen Lebens entstehen, — in Pa., in Iowa und Indiana. An ersterm Orte wurde der schon genannte John H. Oberholzer die Seele der neuen Bewegung; am zweiten waren es mehrere Brüder und am dritten muß der Prediger John F. Funk in dieser Eigenschaft notiert werden. Oberholzer beseelte eine feurige Liebe zum Herrn und der Gemeinschaft. Er wünschte sehnlichst, sie zu einem geeinten Organismus heranwachsen zu sehen. Und er brachte seiner Idee große Opfer. Er betrieb das Handwerk eines Schlossers. Er errichtete nun in seiner Werkstätte eine Druckerei und begann die Herausgabe einer Zeitung, an der er oft nachts arbeitete. Unter dem Namen „Religiöser Botschafter" erschien sie von 1852 an, zweiwöchentlich für 75 Cents das Jahr. Natürlich trug ihm die Sache finanziell nur Verluste ein. Aber seine Aufsätze waren für jeden Denkenden tief anregend. Er hatte den Mut, zu sagen oder in seinem Blatt von andern sagen zu lassen, woran es den Mennoniten fehlte, — so an klarer Heilserkenntnis, um Hauptsachen von Nebendingen zu unterscheiden; an festen Gemeinde- und Gemeinschaftsforderungen; an eignen Schulen; gebildeten Predigern und deren Unterstützung; an einer eigenen Litteratur und einer Teilnahme an der Heidenmission. Seine eigene Darstellung solcher Gedanken war dürftig in der Form, trotzdem machte sie auf alle Empfänglichen einen guten Eindruck. Besonders im Westen fanden seine Ideen ein sehr hoff-

nungsfrisches Echo. Hier waren in Iowa, und in Ohio und Kanada Bestrebungen in Gang gekommen, welche auch auf einen Zusammenschluß zunächst einiger Gemeinden hindrängten. In Iowa waren zu Franklin und West Point, Lee Co., mit dem J. 1839 mennonitische Ansiedlungen und dann zwei Gemeinden entstanden, deren Glieder meistens aus Baiern und der Pfalz gekommen waren. Sie hatten sich von vornherein eine feste Gemeindeordnung gegeben, eine Gemeindeschule eingerichtet und waren am Schluß der 60. Jahre zu gemeinsamen Beratungen über innere Gemeindearbeit, Mission u. s. w. gekommen. Männer wie ein Daniel und Jacob Krehbiel, Prediger Christian Schowalter u. a. bildeten die treibenden Kräfte. Ebenso hatte sich ein kleiner Kreis in Kanada mit einem Prediger Daniel Hoch an der Spitze und die Gemeinde zu Wadsworth Ohio, zu einem ähnlichen Zweck vereinigt. Beide Vereinigungen sympathisierten mit Oberholzers Ideen und die Brüder in Iowa fanden den Mut alle Mennoniten in Amerika einzuladen, im Mai 1860 über den Gedanken einer gewissen allgemeinen Vereinigung zu beraten. Mit Freuden nahmen leitende Männer in Europa wie B. C. Roosen in Altona und J. Mannhardt in Danzig Notiz von solchen Bewegungen hierzulande.

29.

**Die Idee einer allgemeinen Konferenz der Mennoniten von Nordamerika** war ein großer Gedanke, der begeistern und ermutigen mußte. Wie schön, wenn er ausführbar wäre; wie wenig Hoffnung war aber für so ein Projekt zu gewinnen beim Blick auf die lokalen, sprachlichen und kirchlichen Verschiedenheiten der einzelnen Gemeindegruppen! Ein zu großer Kirchenkörper wird leicht schwer lenkbar; kleinere, lokal beschränkte Vereinigungen vermögen den Bedürfnissen der einzelnen Gemeinden mehr Rechnung

zu tragen und eintretende Schwierigkeiten leichter zu beseitigen. Aber der Versuch, aus dem Vereinigungsgedanken so viel zu machen, wie irgend möglich, war doch mancher Anstrengung wert und Oberholzer, Daniel Krehbiel u. a., gingen mit jugendlichem Enthusiasmus in der Sache vor, brachten ihr manches Opfer und rissen andere mit sich fort. Die angekündigte Versammlung zu West Point, Iowa, kam am 28. Mai 1860 zustande und gewährte gute Befriedigung. Oberholzer war der Vorsitzer; Christian Schowalter fungierte als Schreiber. Man entwarf eine Konstitution als Basis weiterer gemeinschaftlicher Bauarbeit im Reiche Gottes. In dem Einleitungsparagraphen derselben heißt es, daß in den Vereinigten Staaten und Canada 128,000 Mennoniten wohnen; daß sie von einander getrennt dahin gehen; daß man sich aber auf Grund der heiligen Schrift und der Hauptpunkte des mennonitischen Bekenntnisses vereinigen solle, um gemeinschaftlich äußere und innere Mission zu treiben, eine eigene Litteratur anzustreben und eine eigene Bildungsanstalt zu errichten. So ein Zusammenwirken brauche das jeder Gemeinde eigentümliche Gepräge in Verfassung und kirchlicher Sitte nicht zu zerstören. Man wollte anfangs überhaupt bloß ein beratender Körper sein, fand sich aber doch veranlaßt, in der Konstitution zu vermerken, daß keine Glieder geheimer Gesellschaften dieser Konferenz angehören dürften, auch solche Gemeinden nicht, welche mit ihrem Bekenntnis nicht auf dem Worte Gottes und den von Menno Simons vorgetragenen Grundlehren stünden. Von einem gemeinsam zu formulierenden Glaubensbekenntnis sah man nach einigen Verhandlungen darüber ab. Recht taktvoll war also in der Hauptsache Einheit, in den Nebenpunkten Freiheit, in allem aber Liebe als Hauptzüge der Vereinigung zum Ausdruck gebracht worden und so hatten die Beamten der Konferenz Mut und Freudigkeit, alle Gemeinden zum Anschluß an die-

selbe aufzufordern. Auf der zweiten Sitzung zu Wadsworth, Ohio, im nächsten Jahre traten 8 Gemeinden zusammen, 3 aus Pa.; 1 aus Canada; 2 aus Iowa; 1 aus Ohio; 1 aus Ills. — ein erhebendes Gegenstück zu dem damals soeben ausgebrochenen Bürgerkriege. Auf der 3. Sitzung 1863 traten die weitern fünf Gemeinden in Pa., welche der „neuen Schule" angehörten, bei. Man beschloß, alle drei Jahre zusammen zu kommen.

30.

**Das erste Projekt der Konferenz,** dessen Ausführung sie in Angriff nahm, **war eine eigene theologische Anstalt.** Man fühlte tief den Mangel an vorgebildeten Predigern und einer gewissen höhern Schulung überhaupt bei dem jüngern Teil der Gemeinden. Ebenso versprach man sich aus dem längern Zusammenleben derselben auf der gemeinschaftlichen Anstalt viel Gewinn für die spätere harmonische Entwicklung der Konferenz. Es war ein großes Unternehmen für die an Kollekten wenig gewöhnten Gemeinden, jetzt, in der Zeit des Krieges, die für so eine Sache nötigen Summen zusammen zu bringen. Aber es entwickelte sich eine Opferfreudigkeit dafür, welche alle Erwartungen übertraf. In dem Prediger der Gemeinde zu Summerfield, Ill., **Daniel Hege,** gewann man einen fähigen Kollektanten. Er hatte hier ein theologisches Seminar absolviert und diente nun der wichtigen Sache mit seinen Gaben und Kenntnissen. Er brachte in kurzer Zeit über 5000 Dollars zusammen, dann aber wurde er am Schluß d. J. 1862 plötzlich in die obere Heimat abgerufen. In allen Gemeinden empfand man tief den Verlust des Dahingeschiedenen für die Schulsache. Aber diese blieb nicht liegen, sondern wurde von andern weiter geführt. **Wadsworth, Ohio,** war als die Heimat der Anstalt gewählt worden. Man erwarb hier ein Grundstück und errichtete

ein passendes Gebäude für den Zweck. Man hatte noch weitere 7000 Dollars zu kollektieren vermocht, hatte aber beim Beginn der Schule ein Defizit von 1500 Dollars in der Kasse, das ihr wie ein Bleigewicht an den Füßen hing und jährlich wuchs. Am 2. Januar 1868 konnte erst der Unterricht beginnen, mit 24 Schülern. Die Oberleitung lag in den Händen eines von der Konferenz gewählten Komitees. Der Lehrplan umfaßte drei Jahre und deutsche und englische Fächer. Den deutschen Unterricht übernahm zuerst Rev. Chr. Schowalter; als Prinzipal und theologischer Professor wurde Pastor Carl van der Smissen aus Friedrichstadt in Holstein berufen, welcher am Schluß des J. 1868 eintrat. Im nächsten Jahre waren 50 Schüler in der Anstalt und 1871 konnte die erste Klasse, ihrer fünf, entlassen werden. Manche blieben nur einige Zeit da. Die Anstalt war für die Gemeinden ein Gegenstand von viel Liebe und — Sorge; viel Segen ist aus ihr den Gemeinden zugeflossen. Sie hat dem damaligen schreiendsten Bedürfnis derselben nach vorgebildeten Kräften abgeholfen. Weitere Lehrer an ihr — M. Moyer, D. Risser, A. S. Schelly wirkten mit Hingebung und Liebe zur Sache. Aber — sie war auf die Dauer nicht zu halten. Der Lehrplan schwankte zwischen dem einer Fortbildungsschule und eines theologischen Seminars. Der Prinzipal als ein schon ältlicher europäischer Theologe sollte sich vielseitig in unsere ganz anders gearteten Verhältnisse finden; die Gemeinden waren für das, was etwas von einer theologischen Kandidatur in sich schloß, noch nicht fertig; zogen die in einer Fakultät sonst auch leicht vorkommenden Zwistigkeiten sehr in die Öffentlichkeit und verloren den guten Mut zur Sache, als das Defizit rapid wuchs, anstatt abnahm. Neu aufwachsende Schulinteressen im Westen halfen mit, die Anstalt nach 10jährigem Bestehen aufzulösen. Das Gebäude wurde schließlich für

5000 Dollars verkauft. Während der 10 Jahre hatte die Konferenz über 30,000 Dollars für die Sache geopfert und doch zählten sie nur an 1400 Glieder. Die Geschichte der Anstalt enthält manche tragische Züge — so daß man sich ihrer überall dankbar erinnert und namentlich dem theologischen Lehrer van der Smissen ein sehr pietätsvolles Andenken bewahrt.

31.

**Die Heidenmission** war von Anfang an ein wichtiger Punkt in dem Projekt der Konferenz. Ganz richtig erkannte man, daß dieselbe bei den Mennoniten in Übereinstimmung mit deren Grundsätzen nicht von einem Verein betrieben werden dürfe, sondern Sache der Gemeinden sein müßte. Zunächst hatten manche einen gewissen Anschluß an das holländische Komitee in Amsterdam im Auge, als sich aber ein in Wadsworth studierender junger Bruder dorthin um Aufnahme als Kandidat für den Missionsberuf wandte, erhob sich in seiner Heimatgemeinde und darüber hinaus lebhafte Einsprache gegen eine europäische Verwaltung eigener Kräfte. Es kam schließlich zur Bildung einer eigenen Missionsbehörde der Konferenz. Diese ließ den Missionszögling S. S. Haury im Barmer Missionshause seine fachmäßige Ausbildung gewinnen und wollte ihn anfangs nach Sumatra gehen lassen, wo die Amsterdamer eine Mission angefangen hatten, stand aber schließlich doch davon ab und beschloß, ein eigenes Werk unter den Indianern zu beginnen. Haury bereiste zunächst von 1874 an die Gemeinden und sah sich sodann im damaligen Indianerterritorium und in Alaska nach einem passenden Feld um. Nach vielseitigen Erwägungen wurde auf ersterem Gebiet i. J. 1880 eine eigene Station angelegt bei Darlington unter den Arapahoen. Zwei Jahre darauf wurde das Hauptgebäude durch Feuer zerstört, wobei ein Kind des Missionars und drei Indianerkinder erstickten. Zum Neubau

eines größern Hauses schenkte die Regierung 5000 Dollars, kam aber dadurch auch später in den Besitz desselben. Im Herbst dieses Jahres überließ sie der mennonitischen Mission auch die Baraken eines von Darlington 60 Meilen entlegenen Forts, wo eine neue Station aufblühte, welche Haury bezog, während ein zweiter Missionar, H. R. Voth, das Werk auf der ersten fortsetzte. Man richtete Kostschulen ein und widmete sich besonders den jungen Leuten, von denen manche die Heilswahrheit kindlich ergriffen, vielfach aber früh ins Grab sanken. Auch in Halstead, Kans., wurde so eine Kostschule errichtet. Unter diesen Schülern gewann man die ersten Täuflinge, so daß es zu einer kleinen Arapahoen-Gemeinde kam. Im J. 1889 wurde von Missionar J. J. Kliewer am Washita eine dritte Station angelegt. Ein im Basler Missionshaus vorgebildeter und dann zu den Mennoniten übergetretener Missionar, R. Petter, begann 1891 unter den Cheyennen zu arbeiten, hat seitdem deren Sprache vollständig erlernt, Stücke der heiligen Schrift in dieselbe übersetzt und eine kleine Gemeinde gesammelt. Missionar Voth ging i. J. 1893 nach Arizona und begann eine neue Mission unter den auf hohem Felsenplateau wohnenden Hopis, deren Sprache er sich nach mehrjähriger mühevoller Arbeit bemächtigte. Im Indian Territory (jetzt Oklahoma) wurden von den Missionaren H. Kliewer und M. Horsch noch zwei weitere Stationen gegründet und in jene Gegend verziehende mennonitische Ansiedler halfen mit, den Indianern das Evangelium praktisch nahe zu bringen. Leider sind auch auf allen diesen Stationen schwere Prüfungen nicht ausgeblieben. Auch auf Cantonment wurde ein Haus ein Raub der Flammen. Ältere Missionare traten ab — so Haury und neuerdings Voth, andere Arbeiter konnten nur zeitweilig aushelfen. Voth mußte zwei Frauen im Heidenlande ins Grab legen. Neu traten ein die Missionare Funk und Linscheid in Okla.

und Epp und Frey in Arizona. Im J. 1900 gingen zwei Missionare, Penner und Kröker, nach Indien, wo sie in der Centralprovinz zwei Stationen anlegten — Champa und Janjgir. Im Jahre 1903 zählte die Mission der Allgemeinen Konferenz 16 Arbeiter, wovon sieben ordinierte Missionare sind. In hingebender Weise haben die Gemeinden für dieses Werk große Opfer gebracht, manches Jahr bis zu 10,000 Dollars, und wenn der Gesamterfolg auch nach Zahlen kein äußerlich großer ist, so wird doch der treue Herr, welcher in das Verborgene sieht, die viele stille und mühselige Arbeit in Gnaden lohnen, die ihm geweiht worden ist.

32.

Die **Publikation** eigener Zeitschriften, Traktate und Bücher war ebenfalls von Anfang an als ein Stück gemeinschaftlicher Anstrengung ins Auge gefaßt worden. Auf diesem Gebiet waren jedoch die Pläne zunächst sehr bescheiden; es fehlte an Geld und litterarisch geschulten Kräften. Zudem mußte man an die für uns oft passende Litteratur anderer Denominationen denken, mit welcher eine Konkurrenz nur schwer aufrecht erhalten werden könnte. Aber ohne irgend etwas von eignem Geistesflug ging es nicht, das sah man allgemein ein. Zunächst diente Oberholzer mit seinem Botschafter den Konferenzideen. Mit dem J. 1856 war das Blatt Eigentum einer Aktiengesellschaft geworden und hatte den Namen „Christliches Volksblatt" erhalten, kam aber, besonders in den drückenden Kriegsjahren, über jährliche Defizite nicht hinaus. Im J. 1867 wurde die Konferenz der östlichen Gemeinden unter dem Namen „Östliche Distriktskonferenz" Eigentümer und hieß es „Mennonitischer Friedensbote." Man berief einen ihrer jungen Prediger, A. B. Schelly, als Editor und ließ das Blatt zweimal im Monat erscheinen. Es diente den Konferenzbestrebungen in sehr entsprechender Weise. Im

J. 1875 entstand sodann im Westen als Sprechsaal der hier hochgehenden Einwanderungs- und Ansiedlungsinteressen das „Zur Heimat," redigiert von D. Görz, welcher vor kurzem aus Südrußland gekommen war. Bald gelangten auch in diesem Blatte kirchliche Fragen und Interessen der Allgemeinen Konferenz zur Besprechung und so kam es i. J. 1881 zu einer Verschmelzung beider Blätter im „Christlichen Bundesboten," welcher wöchentlich erschien, bald in Berne, Ind., verlegt und hier von J. A. Sommer redigiert wurde. Natürlich ist es schwer gewesen, die östlichen Kreise mit ihrer Vorliebe für ein sehr einfaches, englisch geartetes Deutsch und die oft von drüben her aus guten Schulen kommenden und daher mit dem klassischen Deutsch mehr vertrauten Gemeinden im Westen zu befriedigen, deren kirchliche Fragen und Aufgaben ohnehin bedeutend von denen der östlichen Brüder abwichen. Mit der Zeit gab man noch ein Kinderblättchen, Traktate, eine Predigtsammlung, Formularbuch, besonders dann ein Gesangbuch mit Noten heraus, das bei Kennern gute Anerkennung fand. Ein in Bibelsprüchen abgefaßter Katechismus vermochte nicht, sich dauernde Beliebtheit zu erhalten, weshalb man zu dem in Preußen s. Z. bearbeiteten zurückgriff. In Berne, Ind., wurde zudem ein förmliches Konferenz-Buchgeschäft eröffnet, das Gemeinden und einzelnen behilflich war, passende Literatur zu bekommen. Die östlichen Gemeinden hatten bald nach dem Eingehen des „Friedensboten" ein englisches Blättchen ins Leben gerufen "The Mennonite," um ihren speziellen Ansprüchen zu genügen. Dieses ging mit Beginn des 20. Jahrhunderts auch in den Konferenzverlag über und wurde dann wöchentlich herausgegeben. Es erschien auch ein S. S. Liederbuch, das aber infolge seines Mangels an bewährten deutschen Kernliedern nicht allgemeine Aufnahme gefunden hat. Eine eigene Behörde übersieht und leitet die Interessen

der Konferenzliteratur und sammelt einen besondern Fond zu dessen Gunsten.

33.

**Die Lösung weiterer Aufgaben und eine entsprechende weitere Entwicklung der Konferenz** vollzog sich im ganzen in allgemein befriedigender Weise. Zum ersten Punkt gehört ein gewisser Betrieb der Innern Mission. Die kirchlich versorgten Gemeinden hin und wieder durch Gast-prediger anzuregen, besonders aber abseitsliegende kleine Gemeinden, Kreise und einzelne Glieder, welche sich selbst in ihren kirchlichen Bedürfnissen oft nur sehr mangelhaft zu befriedigen vermochten, durch eine systematisch einge-richtete Reisepredigt bei der Gemeinschaft zu erhalten, wurde von Anfang an als ein wesentliches Bedürfnis empfunden. Man schuf somit ein eigenes Komite für diesen Zweck und ein theologisch vorgebildeter Reiseprediger, J. B. Bär, hat von 1888 an über ein Jahrzehnt der guten, wenn auch mühevollen Sache gedient. Neben ihm und zwar in neuerer Zeit mehr als früher ließ man einzelne Brüder für be-schränkte Zeit und auf einem beschränkten Gebiete arbeiten. Um nicht aus den eigenen Kreisen unnötig Geld in fremde Unterstützungskassen uns oft fremder Unternehmungen fließen zu sehen, kam es zu einem besondern Unter-stützungskomitee, das zunächst die Kollekten der Gemein-den für die Hungernden in Indien entgegennahm, ebenso Korn für dieselben sammelte, eins ihrer Glieder, D. Goerz, dorthin entsandte, um beides zu verteilen, und in ähnlicher Weise bei ähnlichen Fällen zu wirken berufen ist.

In ihrer innern Organisation gelangte die Konferenz im Laufe der Zeit zu einer gewissen abgeschlossenen Festig-keit, besonders im Anschluß an ihre neue Konstitution i. J. 1896. Man entwickelte im ganzen einen gesunden, mit den Grundsätzen des Gemeindechristentums sich decken-den Parlamentarismus. Die Vertretung der Gemeinden

geschieht durch eigens gewählte Delegaten von je 30 Stimmen. Von einer andern als etwa pietätsvollen Anerkennung des geistlichen Amtes bei der Wahl derselben, hat man abgesehen, — ein Punkt, dessen Richtigkeit fraglich ist. Aus manchen Konferenzsitzungen sind große Volksversammlungen geworden, was oft Schwächen und Unzulänglichkeiten der geleisteten Arbeiten greller vor das Publikum gezogen hat als nötig gewesen wäre; andererseits sind auf diese Weise manche gute Massenanregungen geliefert worden. Den anfänglich so wesentlich wichtigen Umstand der fachmäßigen Vorbildung geistlicher Arbeiter hat die Konferenz im Laufe der Zeit so ziemlich ganz den „Distriktskonferenzen" zufallen lassen. Jede derselben hat sich mit eignen Bedürfnissen zu befassen, — so die östliche z. B. mit der Versorgung von Stadtgemeinden. In Philadelphia war i. J. 1868 eine solche entstanden, die sich bald hoffnungsfrisch entwickelte. Der Östlichen Konferenz sind binnen ca. 25 Jahren eine Reihe weiterer zur Seite getreten — 1877 die Kansaskonferenz, welche 1891 zur Westichen Distriktskonferenz sich umbildete — sodann 1888 die Mittlere-, 1891 die Nördliche-; 1896 die Pacifickonferenz. Viel Liebe und Opfersinn für die Gemeinschaft und die Sache unsers Herrn ist in diesen Vereinigungen zum Ausdruck gekommen.

34.

**Ein dritter Impuls** zu einer gesegneten fortschrittlichen Entwicklung und zwar unter den sogenannten „Alten Mennoniten" entstand in Indiana im Städtchen Elkhart durch das hier von Prediger John F. Funk gegründete mennonitische Verlagshaus. Dieser, aus Pa. gekommen, hatte 1864 in Chicago ein Monatsblatt „Herold der Wahrheit" herauszugeben begonnen. Mit diesem Unternehmen siedelte er 1867 nach Elkhart über, wo er mit eigner Hand

auf seinem Wohnplatz die Bäume ausrodete. Er richtete eine einfache Druckerei ein und begann ein kleines Buchgeschäft. Im „Herold" erschienen zunächst Artikel, welche in den alten konservativen Ideen hingen; hin und wieder kam aber auch manch fortschrittlicher Gedanke zum Ausdruck. Mit gutem Mut zur edlen Sache machte sich sodann Funk daran, den Gemeinden das gute Alte in die Hände zu legen und wagte eine Herausgabe von Menno Simons' und Dirk Philipps' Schriften und sogar des voluminösen „Märtyrerspiegel" — teilweise neu aus dem Holländischen übersetzt. Schließlich veranstaltete er von genanntem Werke sogar eine englische Ausgabe. Diese Verlagsartikel sind ein Ruhm des konfessionellen Interesses der amerikanischen Mennoniten; denn wer in Europa ein Exemplar dieser Sachen zu besitzen wünscht, der muß es von hier importieren. Ebenso erschienen kleinere Sachen in Elkhart, Auszüge aus Denk's Schriften u. s. w. Sie wurden ein heilsames Ferment in den alten Gemeinden. An der Beschäftigung mit dem Alten entwickelte sich das Auge für die gegenwärtigen Bedürfnisse. Manche merkten wohl kaum, wie sie neue Ideen einsogen und gesunden Neuerungen im kirchlichen Haushalt entgegen geführt wurden. Überall, wo die „Alten-" und Amischen Mennoniten wohnten, kam es zu Konferenzverbänden, nach und nach in vielen Gemeinden zu Sonntagsschulen; zur Einführung von guten Liederbüchern, einer gewissen Einrichtung von Reisepredigt. Langsam wurde der „Herold der Wahrheit" der Sprechsaal von 16 Konferenzen.

35.

**Die Konferenzbestrebungen** dieser 16 Konferenzen der sogenannten „Alten" und Amischen Mennoniten gingen dahin, das „gute Alte" festzuhalten und nur sehr langsam Neuerungen einzuführen. Aber es ging doch vorwärts. Die ältesten Konferenzen gehören dieser Richtung an —

so die in Lancaster Co., Pa., mit 60 Gemeinden, neben dieser befinden sich noch zwei Konferenzen in Pa.; eine sodann in Maryland; eine in Virginien — je eine in Ind., Ills., Mo. und Kans.; drei in Canada. Von den Amischen Mennoniten gab es am Schluß des 19. Jahrhunderts an 98 Gemeinden, zerstreut in 12 Staaten. Alle diese haben den „Herold der Wahrheit“ und im letzten Jahrzehnt dessen englischen Nachfolger: ''The Herold of Truth'' als ihr Organ adoptiert und aus ihren Konferenzbeschlüssen lassen sich ihre Stellung, ihre kirchlichen Fragen und Wünsche ersehen. Da wird betont, daß Christus unser Meister sei, wenn wir auch von Menno Simons hochhalten. Das Dortrechter Bekenntnis v. J. 1632 gilt bei allen als wesentlich entscheidend. Taufe, Abendmahl, die Fußwaschung, Verweigerung des Eides, die Betonung der Wehrlosigkeit treten scharf hervor. Sehr bestimmt erscheint das Bestreben, ein abgesondertes heiliges Volk zu bilden. Man protestiert gegen jegliche Beteiligung an — Theater, Cirkus, Pferdewettrennen, den üblichen Picnics u. s. w.; gegen eitles Gebahren in Kleiderputz, besonders bei Frauen; den Schwestern bleibt das Tragen der Hauben eine Bedingung der Gliedschaft in der Gemeinde. Der Bann soll in der alten Art geübt werden. Scharf tritt man gegen geheime Gesellschaften auf. Vor einer Beteiligung an den sogenannten „Lebensversicherungsgesellschaften“ wird sehr gewarnt, auch vor einem Besuch von Weltausstellungen; dem Anbringen von Blitzableitern u. s. w. Auch Ämter wie „Wegaufseher“ soll niemand annehmen. Im „Herold der Wahrheit“ und in besonderen Schriften sind diese Anschauungen von Schreibern wie Brenneman, Kaufmann u. a. als biblische Forderungen behandelt worden. Die Altmennoniten zählen in den Vereinigten Staaten zusammen an 250 Gemeinden mit ca. 18,000 Gliedern.

Es hat sich in jüngster Zeit aus ihren Kreisen manch ein erfreulicher Zweig kirchlicher Tätigkeit herausgearbeitet — so ein Evangelisationskomitee, das die Reisepredigt leitet und in Chicago eine Stadtmission betreibt; sodann ein Unterstützungsausschuß (Relief-Committee), welches für die Hungernden in Indien Gelder sammelte und i. J. 1897 einen Prediger Lambert zur Verteilung von Geld und Korn dorthin entsandte. Dies gab i. J. 1899 den Anstoß zur Gründung einer eigentlichen Missionsarbeit in diesem fernen Lande mit der Station zu Dhamtari in der Centralprovinz. Rev. Reßler wurde leitender Missionar. Im J. 1903 zählte man eine Gemeinde von über 200. Im J. 1882 gründete man einen gegenseitigen Unterstützungsverein (Aid Plan) für Brand- und Hagelschäden, welcher sich langsam über Gemeinden auch anderer Richtungen in vielen Staaten ausbreitete. Alle diese Bestrebungen haben den Sitz ihrer Verwaltung mehr oder weniger in Elkhart, Indiana.

36.

**Manches Rühmenswerte und Bedauernswerte** ist von diesen Gemeinden zu notieren. Als Nachkommen der ersten Einwanderer haben sie viele Vortrefflichkeiten der Väter, aber auch manche deren Unzulänglichkeiten festgegehalten bis herab in unsere Tage. Ihr sittliches Leben hat namentlich in den alten Wohnsitzen noch viel von den Zügen ihrer Vorfahren an sich. Fleiß, Sparsamkeit, Freude am ländlichen Beruf, eine Ängstlichkeit vor Welthändel findet sich sehr allgemein. Die Amischen Mennoniten z. B. in Lancaster Co., Pa., bilden noch heute vielfach Gemeindekörper alter Art. Ihre solid und anziehend eingerichteten Wohnstätten üben auf den Besucher einen eigentümlichen Reiz aus. Ihre einfachen Fuhrwerke sind mit ausgezeichneten Pferden bespannt, welche sie grundsätzlich ohne Peitsche treiben. Auch ihre Kleidung hat noch ganz den alten ein-

fachen Schnitt. Ihre kirchlichen Versammlungen halten sie abwechselnd in ihren Wohnungen und auf etwa 70 bis 80 Wagen kommen sie dabei zusammen. Nach dem Gottesdienste findet ein gemeinschaftliches Mittagessen statt. Obschon nur an 100 Meilen von Philadelphia entfernt, haben manche ihrer alten Leute diese Stadt nie gesehen. Arme gibt es unter ihnen kaum, wenigstens kommt niemand von ihnen ins öffentliche Armenhaus. Ihre Gastfreundschaft ist sprichwörtlich und wird von Landstreichern sehr ausgenützt. Ihre Redlichkeit steht in hohem Ruf. Eines Amischen Wort ist so gut wie ein Bond, heißt es. Sie führen keine Prozesse und nehmen kein obrigkeitliches Amt an — gehorchen aber sonst der Obrigkeit. Mischehen sind nicht gestattet uud nur gesetzliche Zinsen erlaubt. In einigen Gemeinden steht es frei, sich im Haus oder im Fluß taufen zu lassen.

An manchen Orten hat aber auch die Abneigung gegen fortschrittliche Ideen zu großen Verlusten, ja in Verbindung mit dem Verziehen von manchen Gliedern zur Auflösung ganzer Gemeinden geführt. Bezeichnend für solche Fälle ist das Urteil eines Katholiken über eine eingegangene Gemeinde in Pa., deren Kirche eben verkauft worden war: „Diese Gemeinde könnte die stärkste in dieser Gegend sein. Ihre Nachkommen wohnen zu Hunderten zerstreut im Tal und sind Glieder anderer Denominationen geworden. Die Mennoniten nahmen sich ihrer Jugend nicht passend an. Sie ließen sie zu Hause, wenn sie zu den Versammlungen fuhren und diese gewöhnten sich an Sonntagsentheiligung und ein kirchenloses Leben. Ebenso kam man ihr nicht mit englischen Gottesdiensten entgegen, als sie das Deutsch nicht mehr gut verstand, und so gingen die jungen Leute namentlich abends in die englischen Kirchen und schlossen sich diesen oft an, weil sie ihnen mehr boten als die angestammte Gemeinschaft.“ Von Gemeindeschulen haben alle diese alten Gemeinden

nichts mehr; ebenso nicht die östlichen Gemeinden der Allgemeinen Konferenz.

37.

An weiteren **Trennungen** und **Separationen** hat es auf dem Gebiet der Alten und Amischen Gemeinden auch nicht gefehlt. Im J. 1859 stiftete in Wayne Co., Ohio, ein John Holdemann eine eigene Gemeinde unter der Bezeichnung „Gemeinde Gottes." Er beanspruchte, zu diesem Schritt durch Träume, Visionen und prophetische Einflüsse berufen worden zu sein. Er wollte die Gabe der Weissagung besitzen — das ganze nahm sich jedoch recht dürftig aus. So prophezeihte er, daß sich die alte Gemeinde, der er 1853 beigetreten war, spalten würde. Hernach sollte seine Separation die Erfüllung dieser Weissagung sein. Es folgten ihm aber nur wenige Glieder der Gemeinde, nicht einmal seine Mutter, und in Ohio wuchs seine Sache nur sehr langsam, ja manche seiner ersten Anhänger verließen ihn wieder. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Missouri und von hier nach Kans. Nebenbei reiste er viel und hatte unter den seit 1874 aus Rußland eingewanderten Genossen der sogenannten „kleinen Gemeinde" den meisten Erfolg. In Kans. und Manitoba organisierte er Gemeinden, die bei seinem in der Nähe von Moundridge, Kans., 1900 erfolgten Tode an 500 Gliedern gezählt haben mögen.

Holdemann bemühte sich, seine speziellen Ideen literarisch darzustellen, zeigte sich aber als einen Autodidakten von beinahe maßlosem Selbstbewußtsein — ohne jegliche logische Schärfe. Er will unmittelbar von Gott zum Predigtamt berufen worden sein; bis zu seinem Auftreten ist die Gemeinde in richtiger Verfassung gewesen; wer sich aber nun nach diesem Ereignis ihm nicht anschließt, gehört zu „Babylon," weshalb er jeden noch einmal taufte, der nach 1859 sonstwo Gemeindeglied geworden war. Seine

Richtung sollte in richtiger Linie von den Aposteln herstammen und alle Kirchengemeinschaften konnten nur durch eine Vereinigung mit ihm zu richtigen kirchlichen Ansprüchen gelangen. Seine Gemeinden dürfen daher in keiner Weise mit andern Christen kirchlich verkehren; nicht einmal mit ihnen zusammen beten. Man macht viel aus äußern Vorschriften und betont den Bann in schärfster Form. Man berichtet aber auch einen Fall, wo ein gebannter Bruder, den seine Frau nun mied, den Ältesten auf 10,000 Dollars Schadenersatz dafür verklagte; das Gericht sprach ihm 2000 zu und der Älteste soll den Betrag gezahlt haben. Bei Holdemann ist ein schwärmerisches Element nicht zu verkennen und Ignoranz und Freude an Sonderbündelei hat ihm Anhänger geworben. Es findet sich aber bei diesen viel persönliche Frömmigkeit.

Ähnlich, wenn auch nicht so radikal, verliefen andere Schismen in den letzten 50 Jahren. So einige bei den Amischen. Die Konservativsten unter diesen, welche von keiner S. Schule u. s. w. wissen wollten, sonderten sich von den andern unter dem Namen „Altamische," ebenso die „Wislerschen" Mennoniten. Im Gegensatz zu solchen separierten sich andere von Amischen und Alten Mennoniten mit der Betonung von viel Lebendigkeit bei den Versammlungen und im persönlichen Christentum, — so die „Egli-Leute" und die „Mennoniten Brüder in Christo." Erstere zählen an 850 Mitglieder in Ills., Ind., Mo. und Kans., letztere über 1100 in Pa., Ind., Mo., Kans. u. s. w. Schriftlich neu in Umlauf gesetzte maßlose Verurteilungen der „Alten Mennoniten" seitens Anhänger der 1812 entstandenen „Herrleute" wurden vom Ältesten John F. Funk, Elkhart, Ind., sehr entsprechend widerlegt.

# V. Einwanderungen und neue Ansiedlungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

38.

**Die große Auswanderungsbewegung der Mennoniten in Rußland und Preußen** erregte natürlich bei ihren hiesigen Gesinnungsgenossen großes Interesse und hat das Verdienst, sie wirtschaftlich und kirchlich mannigfach beeinflußt zu haben. Die 1873 hierher entsandten 12 Kundschafter kamen hier mit den verschiedensten Richtungen der Mennoniten in Berührung, wurden meistens brüderlich aufgenommen und veranlaßten diese oft, über die reichen und wertvollen Grundsätze ihres gemeinsamen Glaubens neu nachzudenken. Als die ersten Pioniere der russischen Einwanderung müssen B. Warkentin und D. Goerz vermerkt werden. Beide vermochten den 1874 nachfolgenden großen Reisegruppen sehr wertvolle Dienste zu leisten. Das in Rußland beliebte und bewährte Projekt einer geschlossenen Ansiedlung ließ sich in den Vereinigten Staaten zunächst nicht durchführen. Das erkannten schon die Delegaten d. J. 1873. Sie vermochten also nur daheim den Gemeinden zu berichten, daß hier in den Staaten Dakota, Minnesota, Nebraska, Kansas u. s. w. passende Ländereien für gruppenmäßige Besiedlung offen wären, daß aber jeder selbst, so gut er könne, in echt amerikanischer Art, seinen neuen Heimatsort zu wählen hätte. Auch von speziellen staatlichen Privilegien war hier zunächst nichts zu erreichen, da hier alle Denominationen gleiche Rechte genießen. Da dieselben aber den Hauptpunkt davon einschließen, um was es den russischen Mennoniten zu tun war, so bildeten

sich drüben mit Beginn d. J. 1874 große Auswanderungsgruppen, welche im Juli ihre alte Heimat verließen und im August und September in New York landeten. Zur Unterstützung armer Familien hatte man eine eigene Kasse von 12,000 Rubel eingerichtet. Weniger bemittelt und entsprechend organisirt waren die im nächsten Winter eintreffenden Emigranten aus Wolhynien und Polen. Sie zu unterstützen bildete sich unter den amerikanischen Gemeinden ein eigenes Hilfskomitee mit Gliedern wie Ältesten John F. Funk, Elkhart, Ind.; Chr. Krehbiel, Summerfield, Ills., u. a.; dem von überall her Gaben an Geld und Lebensmittel zugingen. In anerkennendster Weise regte und zeigte sich die Bruderliebe gegen die eingewanderten armen Glaubensgenossen, so daß das Komitee, alle Gaben zu Geld gerechnet, an 100,000 Dollars verteilt hat. Die meisten dieser Unbemittelten wurden nördlich von Halstead angesiedelt. Die andern Emigranten gingen in großen Gruppen auseinander — teils nach Dakota, wo das Land umsonst oder sehr billig zu haben war; teils nach Minnesota, Nebraska und Kansas. Der größte Teil wählte den letztern Staat, wohl wegen seiner südlichen Lage. Hier wurde den Mennoniten das Eisenbahnland zu 2½ Dollars per Acker offeriert. Auch eine Anzahl landbedürftiger Familien aus Illinois hatte sich hier bei Halstead einen Ansiedlungsplatz ausgesucht. Natürlich agitierten sie für ihr Projekt; das taten bald auch Träger ähnlicher Unternehmungen in andern Staaten, so daß die neuen Ankömmlinge oft recht viel von der Qual der Wahl einer neuen Heimat erfuhren. Die sogenannte Bergtaler Gemeinde aus Südrußland ging fast ganz nach Kanada, wo ihnen staatliche Garantie für Befreiung von Waffendienst und große Ländereien in Manitoba für geschlossene Ansiedlungen angetragen wurden. Durch Vermittlung der kanadischen Mennoniten erhielten sie von der Regierung

einen Geldvorschuß von 96,000 Dollars zu 6 Prozent auf acht Jahre, wofür sich die genannten alten Gemeinden verbürgten, mit allem, was sie hatten. In überaus freundlicher Weise nahmen die amerikanischen Zeitungen von dieser mennonitischen Einwanderung Notiz, referierten über die Geschichte unseres Volkes und dessen Glaubensgrundsätze, soviel man davon wußte, und hieß die „wehrlosen Christen" in oft überschwenglicher Weise als ein höchst wünschenswertes Bevölkerungselement willkommen. In den nächsten Jahren kamen weitere Gruppen aus Rußland und auch an 100 Familien aus Preußen. Im ganzen sollen von 1873 bis 1880 an 1200 Familien aus Rußland und Preußen eingewandert sein, von welchen etwa 500 nach Kansas, 100 nach Nebraska, 100 nach Minnesota, 200 nach Dakota und 230 nach Manitoba zogen. Zusammen haben sie an 10,000 Seelen betragen.

39.

**Die neuen Ansiedlungen der russischen und preußischen Mennoniten**, denen sich an manchen Orten einzelne Familien der älteren Gemeinden anschlossen, bildeten für einige Zeit natürlich den Gegenstand besondern Interesses bei ihren Gesinnungsgenossen und in weitern Kreisen; — zunächst wegen der da hervortretenden Energie, Umsicht, Fleiß 2c., dann aber auch mancher Eigenart und Sonderbarkeit, welche ihnen als herübergebrachte „Zöpfe" noch längere Zeit anhingen. Als ein Kuriosum ersten Ranges muß das Vorgehen einer Anzahl südrussischer Mennoniten notiert werden, russische Wagen, in großen Kisten verpackt, hierher zu senden in der Voraussetzung, in denselben ein besseres Fabrikat zu besitzen, als die hiesigen Artikel repräsentierten. Man kam damit nur zu unwillkommenen Enttäuschungen. Ähnlich ging es mit dem Versuch, das Getreide vermittelst der altbekannten Dreschsteine auszudreschen; russische Ziegelöfen einzubürgern u. s. w. Besonders

ungern trennte man sich von der Idee der Ansiedlung in Dörfern; manche Gruppen führten sie teilweise aus, zerschnitten dabei aber die Sektionen auf eine für ein Auseinanderziehen, — das bald eintrat, — recht unglückliche Weise. Nur in Manitoba ließ sich diese Einrichtung mit einiger Bewährung durchführen. Auch der europäisch beliebte Baustil wich bald dem hier üblichen. Den russischen Mennoniten blieb die Erfahrung nicht erspart, daß sie von dem Amerikaner manches zu lernen hätten, anstatt ihm in jeder Beziehung überlegen zu sein, — wie das bezüglich der Russen der Fall gewesen war. Das schloß ein zähes Festhalten an bewährten wirtschaftlichen Tugenden nicht aus, und schon nach wenigen Jahren bildeten die blühenden mennonitischen Ansiedlungen in den verschiedenen Staaten einen anziehenden Gegenstand mancher Zeitungsschreiber, und manch ein Amerikaner, der sich anfänglich über den "Dutchman" lustig gemacht hatte, verkaufte diesem bald Land und Hof und zog weiter, um dessen vorzüglichern wirtschaftlichen Erfolg nicht stets vor Augen haben zu müssen. Anfänglich gab es hier wohl ein entbehrungsreiches Pionierleben, aber in den meisten Fällen lohnte der Boden die Arbeit reichlich, und stattliche Wohnhäuser und elegante Buggies bewiesen bald das gute Auskommen des Farmers. Für jedes Städtchen innerhalb der mennonitischen Ansiedlungen erwiesen sich diese als ein höchst gewinnreicher Rahmen. Anfänglich scheute man sich wohl etwas, die Stadt selbst zu besetzen und Geschäftsmann zu werden, — wo es aber geschah, wie in Mountain Lake, Minn., da bewährte sich dieser Umstand nur als vorteilhaft für dieselbe, und schon nach 25 Jahren zählte man in Manitoba, Kansas, Nebraska und andern Staaten eine Reihe kleiner, aufblühender Städtchen, wo mennonitische Bürger den Hauptteil der Einwohnerschaft bildeten. Sehr viel machte den neu

Eingewanderten jahrelang die Frage nach einer entsprechenden Stellung zur Politik zu schaffen. Darf man Bürger werden, wählen, gewisse Ämter bekleiden? Manche Gemeinden wollten den ausschließen, welcher sich diesen Punkten gegenüber nicht ablehnend verhalten wollte. Aber die Verhältnisse an und für sich, z. B. in Schulsachen, halfen mit, bald überall liberale Ansichten emporkommen zu lassen, so daß man sich nicht scheute, da Bürgerpflichten zu üben, wo das spezielle Bekenntnis nicht verleugnet zu werden brauchte. Die Mennoniten zu beruhigen und anzuziehen, passierten die Legislaturen von Kansas und andern Staaten den Beschluß, daß alle solche Bürger von der Teilnahme an der Staatsmiliz befreit sein sollten, welche jährlich amtlich beurkundeten, daß sie einer religiösen Genossenschaft angehörten, welche ihren Gliedern den Gebrauch der Waffen nicht erlauben könne.

40.

**Neue, weitere Ansiedlungen** selbst der in den 80er Jahren eingewanderten Mennoniten und deren jüngere Familien vollzogen sich weit früher, als man das würde erwartet haben. Aber die den ersten Emigranten Nachkommenden kauften meistens das in deren Nähe noch feilgebotene Land auf, und so fehlte es bald dem jungen Nachwuchs an Grundeigentum. Die in den mennonitischen Ansiedlungen steckengebliebenen englischen Farmer konnten schon nach etwa 20 Jahren ihr Land zu hohen Preisen verkaufen. Und bald zogen auch Mennoniten weiter. Land, welches bei der ersten Ansiedlung mit 2½ bis 3 Dollars bezahlt worden war, brachte am Schluß des Jahrhunderts das Zwanzigfache dieses Preises und mehr. Vielen war es daher nur erwünscht, die alte Farm verkaufen und weiter ziehen zu können. An offenen Ländereien, wo Grund und Boden billig zu haben ist, ist ja vorläufig in unserem Lande noch kein Mangel. Manch einer experimentierte da auch bald

ganz auf eigene Hand, und es gab Familien, welche, amerikanischen Abenteurern ähnlich, von Staat zu Staat zogen, ja oft in zu sorgloser Weise ließen sich manche vom amerikanischen Wandergeist hinreißen und sich bestimmen, in abgelegenen Gegenden sich niederzulassen, wo sich vielleicht ein lohnendes Pionierleben einrichten ließ, in kirchlicher Hinsicht aber nur Verlust verzeichnet werden mußte. Günstiger gestalteten sich die i. J. 1888 in Oklahoma massenhaft vollzogenen Ansiedlungen. Hier konnte es gleich zu entsprechenden Gemeindekörpern kommen, — zudem vermochten hier manche mennonitische Familien, die neben ihnen wohnenden Indianer segensreich zu beeinflussen. Weniger erfolgreich verliefen bis jetzt die Versuche, in Texas mennonitische Familien anzusiedeln. Weit glücklicher gelang das im Norden, in Nord-Dakota und dann in der kanadischen Provinz Saskatchewan. Trotz des hier langen Winters erkoren sich viele Familien diese Gegend zu ihrer Heimat, vielfach aus dem Grunde, daß das Land sehr billig zu haben war. Auch aus Westpreußen wanderte eine Gruppe von Familien ein, mit einem Ältesten Regehr an der Spitze, welche sich mit andern sofort kirchlich einrichteten und 1902 ihre Kirche einweihen konnten. Ja sogar bis an die Küsten des Stillen Meeres haben mennonitische Ansiedler ihren Weg gefunden und in Washington, Oregon und Californien Niederlassungen und Gemeinden gegründet. Kleine Gruppen versuchten auch in Colorado fortzukommen. Im Jahre 1902 gab es sodann im südlichen Oklahoma eine neue Gelegenheit, offenes Land für billigen Preis zu erwerben, wovon viele Gebrauch machten und hier zum teil geschlossene Ansiedlungen gründeten. Bei manchen dieser Verziehungen und Weiterwanderungen ist leider auch der dem Deutschen und auch Mennoniten anhaftende, sprüchwörtlich gewordene „Landhunger" sehr zum Ausdruck gekommen, und in manchen Fällen wäre ein

Haften an der alten Scholle auch eine Tugend gewesen. Aber eine starke Neigung zur Veränderung liegt in unserem Lande ja in der Luft, und auch die neu eingewanderten Mennoniten haben in dieser Hinsicht rasch diese Färbung des amerikanischen Volkes angenommen, und es muß sich zeigen, ob sich die eigentlichen Grundzüge der alten Eigenart in den mannigfachen neuen Lebensformen werden zu erhalten vermögen.

---

# VI. Neue kirchliche Bildungen, Fragen und Aufgaben.

## 41.

**Neue kirchliche Fragen und Aufgaben** mannigfaltigster Art erwuchsen den aus Rußland und Preußen eingewanderten Mennoniten in dem Augenblick, in welchem sie das Land der Freiheit betraten. Niemand hatte sie hierhergerufen; kein König erteilte ihnen hier spezielle Privilegien; sie waren auch keine „Geduldeten" mit verkürzten Rechten; hier, wo Kirche und Staat getrennt sind, hinderte sie nichts, ihre Eigenart allseitig auszuprägen, wenn — sie dafür die entsprechenden Opfer bringen wollten. Und mit offenem Auge erkannten es bald alle leitenden Männer unter ihnen, daß sich hier von dem herrlichen väterlichen Erbgut träumend nichts vererben läßt, sondern daß dieses nur auf dem Wege persönlicher und gemeinsamer Anstrengung neu erworben und erhalten werden kann. Kleine, verkümmerte Kreise und einzelne Familien einheimischer Glaubensgenossen zeigten ihnen, wie schnell die Jugend vom breiten Strom amerikanischer Irreligiosität mitgerissen wird, wenn man sich um sie nicht gewinnend bemüht. Daher versuchte man überall, eine Art von deutschem Gemeindeschulwesen einzurichten, sowie auch die alten Gemeindeverbände festzuhalten und neue zu bilden, wo dieses nötig war. So kam es überall nicht nur zu neuem wirtschaftlichem Leben, sondern auch zu neuer, lebhafter Gemeindearbeit, zumal auf den Ansiedlungsplätzen Anhänger verschiedener Richtung zusammen gekommen waren, die sich nun in das richtige Verhältnis zu einander und den hiesigen Gesetzen finden mußten. Da gab es viele Verhandlungeu und „Bruderschaften." Manche alte Einrichtung bürgerlicher

Art durfte hier nicht fortbestehen, z. B. die Erbschaftsordnung. Viel machte manchen Gemeinden der hiesige Kleidungsschnitt zu schaffen, und es nahm Jahre, bis die in dieser Beziehung aufgestellten Regeln oder bindenden Gutachten — auch bezüglich des weiblichen Teils der Gemeinde übersehen wurden. Ebenso machten die Fragen bezüglich der hiesigen Bürgerrechte und -pflichten den Gemeinden viel zu schaffen. In gewissenhafter und umsichtiger Weise hat man sich mit diesen Punkten beschäftigt, und daß man nicht weiter gehen wollte, als man es mit seiner Erkenntnis gut vereinbaren konnte, ist sicherlich eher ein Ruhm für die guten Alten als eine Schwäche, wenn auch mitunter Nebenpunkte zu große Wichtigkeit erhielten. Man lernte, vieles dem subjektiven Christentum anheim zu geben, namentlich auch damit zu rechnen, daß die jungen Leute hier mit dem Bewußtsein freier Bürger aufwachsen, die im Kongresse sitzen können. Das schafft hier der christlichen Familie und der Gemeinde höchst wichtige Aufgaben.

42.

**Der größte Teil der in den 80. Jahren eingewanderten Gemeinden schloß sich den hier schon bestehenden Konferenzen an.** Es war natürlich, daß sowohl die „Alten Mennoniten" als auch die Allgemeine Konferenz um sie warben. Und liebenswürdig und brüderlich hatten sich beide Teile gegen sie benommen. Viel gefiel ihnen an den erstern, — so deren einfaches Äußere, ihre strenge Betonung der Wehrlosigkeit und ihre Ablehnung vieler Züge amerikanischen Wesens. Aber auch dic andern betonten die Einfachheit, wenn sie auch darüber wenig von strengen Gemeindegesetzen hatten. Bezüglich der Wehrlosigkeit waren sie nun wohl von drüben her weniger streng geartet, aber sehr bereit, diesen Punkt neu aufzuarbeiten. Dann aber hatten sie manches, was den neu Angekommenen ein bestimmtes kirch-

liches Bedürfnis war, — so bei den westlichen Gemeinden deutsche Gemeindeschulen, eine höhere Anstalt und einen hoffnungsvollen Anfang einer eigenen Heidenmission. Besonders letzterer Punkt erwies sich als von durchschlagender Wichtigkeit und trug viel dazu bei, daß sich i. J. 1876 die größte der neuen Gemeinden, die Alexanderwohler bei Newton, Kans., der Allgemeinen Konferenz auf deren Sitzung zu Wadsworth, Ohio, anschloß. Bald folgten andere — auch die preußischen Gemeinden. Daß die Bestrebungen der Konferenz dadurch einen neuen Impuls erhielten, ist natürlich. Die europäischen Brüder erwiesen sich wohl anfänglich als parlamentarisch nicht sehr flott, sonst aber für gemeinschaftliche Verhandlungen kirchlicher Interessen sehr fertig und trugen bald sehr entsprechend das Ihrige dazu bei, die Aufgaben der Konferenz zu lösen, — insonderheit bezeugten die meisten ihrer Gemeinden ihr Missionsinteresse durch reichliche Kollekten. Manche Punkte kirchlicher Selbstversorgung blieben da freilich Lokalaufgaben und die vielen älteren und neueren Gemeinden im Westen fanden einen eigenen Zusammenschluß zur Lösung derselben bald höchst notwendig. So entstand i. J. 1877 die Kansaskonferenz mit jährlichen Sitzungen, welche sich später zur Westlichen Distriktskonferenz erweiterte. Die Förderung der deutschen Gemeindeschule und die Unterhaltung einer höhern Anstalt war eine ihrer segensreichen Bestrebungen. Sie richtete i. J. 1882 zu Halstead eine Fortbildungsschule ein und begünstigte 1887 die Gründung von Bethel College zu Newton als Eigentum eines aus allen mennonitischen Gemeinden zu gewinnenden Schulvereins, welche Hochschule 1893 ihre Arbeit begann und seitdem an Leistungsfähigkeit und Schülerzahl gewachsen ist. Die Idee, hier eine Centralbildungsstätte für zunächst alle Gemeinden der Allgemeinen Konferenz zu schaffen, verlor jedoch in wenigen Jahren so sehr an

Begünstigung, daß mit dem neuen Jahrhundert eine ähnliche Hochschule zu Bluffton, Ohio, ins Leben trat. Weitere kleinere Bildungsanstalten wurden in Minnesota, Nebraska, S. Dak. gegründet. In Gretna, Manitoba, kam es schon 1891 zur Einrichtung einer deutsch-englischen Normalschule und auch in Saskatchewan plant man so ein Institut. Die Entstehung dieser Anstalten beweist wenigstens das rapide Wachstum des Schulsinns innerhalb weniger Jahre, zeigt nebenbei auch, wie energisch die in einer Gemeinschaft ruhenden Kräfte zu schaffen vermögen. Das literarische Bedürfnis der neu eingewanderten Gemeinden fand zunächst in den bestehenden kirchlichen Blättern seine Pflege — mit dem „Herold der Wahrheit" war man teilweise ja schon drüben bekannt geworden — in spezieller Weise diente diesem Zweck sodann längere Zeit das „Zur Heimat," welches von 1875 bis 1881 in Halstead, Kans., verlegt wurde. Hier blühte auch während dieser Zeit ein deutsches Buchgeschäft und manches gute Buch fand seinen Weg in die einsamen Farmhäuser. Bald wurde dann die hierzulande massenhaft daherwogende Tagesliteratur seichter und unsittlicher Art den neu Eingewanderten ins Haus geschwemmt und diese sahen sich bald in der Lage, viel wertlosen Bildungsstoff abwehren zu müssen.

43.

**Einige Gemeinden der Neueingewanderten schlossen sich den Alten Mennoniten an, andere blieben zunächst isolirt stehen oder bildeten eigene Verbände.** Die konservative Haltung der Alten Mennoniten; der vorwiegend erbauliche Charakter ihrer Zeitschriften u. s. w. fand in einigen Kreisen der russischen Gemeinden solch lebhafte Sympathie, daß sie sich mit denselben vereinigten, — so in Minnesota und Nebraska. Aber auch viele andere bewahrten für die alten Brüder viel Interesse; lasen die in Elkhart, Ind.,

herausgegebenen Publikationen und beteiligten sich teilweise an den von dort ausgehenden Unternehmungen, besonders an dem hier 1897 gegründeten Relieffond für Indien. Viel Erfolg gewann das Verlagshaus in Elkhart durch sein 1878 begonnenes Korrespondenzblatt „Mennonitische Rundschau,“ das auch in Rußland zahlreiche Abonnenten erhielt und sich am Ende des Jahrhunderts rühmen konnte, die weitverbreitetste mennonitische Zeitung zu sein. Weniger also auf dem Wege fester kirchlicher Vereinigung als dem der gemeinsamen, praktischen Förderung allgemeiner und religiöser Interessen haben sich die neu eingewanderten Kreise mit den Alten Mennoniten zusammengefunden und einander zu nützen gelernt.

Isoliert zunächst blieben die meisten der **Manitoba Mennoniten** stehen, von denen die größten Gruppen unter Führung der Ältesten Johann Wiebe aus Chortitz und Gerhard Wiebe aus der sogenannten Bergtaler Kolonie in Südrußland eingewandert waren. Eine dritte Gruppe gehörte drüben zur sogenannten „kleinen Gemeinde.“ Im Laufe der Zeit sind hier acht Gemeinden entstanden. John Holdemann gewann hier Anhänger und die Mennoniten Brüdergemeinde gründete ebenfalls einen eigenen Kreis. Im Auftrag eines Schulvereins sowie auch der Regierung begann ein aus Kansas berufener Schulmann H. H. Ewert 1891 in der Mitte dieser Ansiedlungen, zu Gretna, die Heranbildung von deutsch-englischen Lehrern — ein Stück Fortschritt, welches von dem konservativsten Teil der Gemeinden mißtrauisch angeschaut oder mißbilligend zurückgewiesen wird, indem man in großer Ängstlichkeit gegen alles Neue an der althergebrachten reindeutschen Elementarbildung festhalten will — auch für S. Schule, Mission u. s. w. noch wenig Sinn hat. Der liberalere Teil dieser Gemeinden sympathisiert mit den Bestrebungen der Allgemeinen Konferenz. Zusammen zählen diese acht Gemeinden an 13,000 Seelen.

Eigene kirchliche Verbände richteten die Kreise und Gemeinden der in Rußland entstandenen **„Mennoniten Brüdergemeinde“** ein. Sie teilten sich in zwei Lager. Die kleinere Gruppe bildete die „Krimmer M. Br. Gemeinde“ mit dem Hauptsitz in Kans., obwohl sie sonst in Okla., Nebr., Dakota, Minnesota und im Norden Gemeinden und Glieder haben. In einer kleinen Zeitschrift „Gemeindeblatt“ vertreten sie ihre besonderen Ansichten und Bestrebungen. Seit 1900 betreiben sie ein eigenes Missionswerk unter armen Negern in N. Carolina, wo Miss. H. V. Wiebe schon zwei Mädchen hat taufen dürfen. Die größere Gruppe dieser Richtung mit der Bezeichnung „Mennoniten Brüdergemeinde“ hat ebenfalls in den genannten westlichen Staaten Gemeinden und Kreise, welche sich zu einem eignen Konferenzverband zusammen geschlossen haben. Ihr Organ ist der „Zionsbote,“ ein gut redigiertes Blatt, das auch bei ihren Gesinnungsgenossen in Rußland fleißig gelesen wird. Im Anschluß an das Werk des südrussischen Missionars Friesen betreiben sie in Indien eine eigene Mission und entwickeln viel Opfersinn für diese Sache. Ihrem Missionar Pankratz wurden i. J. 1903 mit einem Strich 6000 Dollars für den Ankauf einer Station bewilligt. Im Anschluß an das College der Dunkards in McPherson, Kans., unterhalten sie eine Art deutscher Hochschule. Zu den andern Teilen unserer Gemeinschaft hat sich hier im Lande freier kirchlicher Propaganda von vornherein ein normales Verhältnis gefunden, das ein gelegentliches Zusammenwirken auf dem Boden gleicher Interessen möglich macht. Aber auch hier steht die letztere Richtung den Baptisten eben so nahe wie den andern Mennoniten.

Für sich allein bestehen sodann auch die in Dakota eingewanderten sogenannten „Hutterschen Mennoniten,“ welche sich hier wieder in der Art von Brüderhöfen eingerichtet ha-

ben. Sie zählen deren gegenwärtig fünf mit an 350 Gliedern.

44.

**Eine Rundschau** über den gegenwärtigen Bestand der amerikanischen Mennoniten zeigt uns in deren Einrichtungen und Bestrebungen viel Rühmenswertes. Sie sind über das ganze Land hin verbreitet, in dichtern Ansiedlungen freilich zunächst da vorhanden, wo Weizen und Welschkorn gebaut werden kann —, ziehen sich aber auch dahin, wo der Hopfen und die Südfrüchte gedeihen. Auf allen Ansiedlungsplätzen sind aber auch viele in den kleinen und größern Städten seßhaft, — manches Mühlengeschäft ist mennonitisches Eigentum — und auch in andern Geschäftsfirmen stecken ihre Namen; kaum jedoch in solchen, welche unsichere Spekulationen anstreben. Fast ein jeder hat einiges Vermögen. Der ererbte Zusammenhang auch auf dem Gebiete wirtschaftlichen Fortschritts macht sich noch sehr allgemein geltend.

In intellektueller Beziehung hat es im letzten Vierteljahrhundert manchen gewinnreichen Fortschritt gegeben. Die an die Einwanderungen sich knüpfenden Beziehungen nach außen hin; die Korrespondenzen mit der alten Heimat, gelegentliche Besuchsreisen dorthin; die notwendige Verarbeitung manches Neuen mit alten Ideen haben vielen einen kosmopolitischen Blick gegeben, wie er so vor 30 Jahren nur selten zu finden war. Manch einer in Kansas z. B. hat Beziehungen zu Genossen in Saskatchewan und Transkaukasien. Der briefliche Verkehr mit diesen fördert ihn in der Geographie und Völkerkunde. Eine stattliche Reihe eigener Zeitungen hat auf dem Boden des Bedürfnisses eines gewissen Gedankenverkehrs emporblühen können. In manchen S. Schulen und Gemeinden bestehen Bibliotheken. Viele Distrikt- und kleine Stadtschulen stehen ganz oder teilweise unter mennonitischer Verwaltung. Manche

obrigkeitlichen Ämter werden von Mennoniten bekleidet. Ein Herr Jansen von Nebraska war Vereinigten Staaten Komissär auf der Pariser Weltausstellung; in Stadtbehörden und Legislaturen machen sich mennonitische Stimmen geltend. Überall fühlt sich unser Volk als ein mit seinen Eigentümlichkeiten geachtetes Element. Der Kongreß der Vereinigten Staaten hat in einer Verfügung v. 24. Jan. 1903 aufs neue alle religiösen Genossenschaften von der aktiven Beteiligung am Waffendienst entschuldigt, welche dieselbe mit Berufung auf ihre religiöse Überzeugung verneinen müßten. Das schließt auch die Mennoniten ein. Sonst sind diese sehr bereit, einen entsprechenden Patriotismus zu pflegen. Beim Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges beschloß z. B. die Westliche Distriktskonferenz, sich an der Samariterarbeit des „Roten Kreuzes" freiwillig zu beteiligen.

Auf dem Gebiete höherer Schulen und wohltätiger Anstalten sind in den letzten Jahren sehr beachtenswerte Fortschritte gemacht worden. In Goshen, Ind., Bluffton, Ohio, Newton, Kans. bestehen Colleges; neben diesen in Minnesota, S. Dakota, Nebraska, Kansas und Minnesota kleinere Anstalten für den Zweck der weitern Ausbildung unserer Jugend. In Pa. haben die Gemeinden ein Altenheim errichtet; nördlich von Newton, bei Goessel, besteht ein mennonitisches Hospital, in Halstead, Kans., ein Waisenheim; ebenso macht man im Schoße der Kansasgemeinden den Versuch, das den Mennoniten abhanden gekommene Institut des Diakonissenwesens wieder aufzuarbeiten. Manche dieser Anstalten geben etwas von eigener Literatur heraus oder berichten von ihrem Tun in den kirchlichen Blättern, — was alles dazu beiträgt, den geistigen Horizont unseres Volkes zu erweitern und zu den in ihm ruhenden geistigen Kräften Vertrauen zu gewinnen.

Auch auf dem Gebiet der engern kirchlichen Tätigkeit zeigt sich viel Interesse, Opfersinn und guter Wille. In Tausenden von Exemplaren werden die kirchlichen Blätter, S. Schulhefte u. s. w. verbreitet. Konferenzen und Konventionen vermitteln gegenseitige Anregung und Gemeinschaftspflege. Jugendvereine finden in weiten Kreisen viel Anklang und Begünstigung. Die Beteiligung an der äußern Mission ist in letzter Zeit erheblich gewachsen. Es finden sich Arbeiter und Mittel. Entbehrt auch manches in diesen Bestrebungen noch mancher entsprechenden büreaukratischen Gestaltung; muß auch auf manchem Gebiet die fachmäßige Kenntnis der Sache noch weiter ausgebildet werden, so stecken doch in allen so gesunde, richtige, lebensfrische Triebe kirchlichen Wachstums, daß sich unsere Jugend denselben mit Begeisterung und Opferwilligkeit anschließen sollte.

45.

**Sehr begreiflich haben sämtliche Konferenzen und allein stehende Gemeinden mit vielen wichtigen Fragen und Problemen das 20. Jahrhundert angetreten.** Die alten Mennoniten finden es in manchen Kreisen nicht leicht, die altbeliebten Kleidungsgesetze aufrecht zu erhalten, auch die Frauenhauben weichen hie und da der landesüblichen weiblichen Kopfbedeckung. Von einem pennsylvanischen Ältesten wird berichtet, daß er mit einer gewissen Wehmut von dieser Tatsache sprechend, gesagt habe: „Ich gleich's net, daß die "bonnets" abkommen, — aber die Seelen sind mir doch lieber als die "bonnets." Da haben also die einen Pietät gegen das Alte und die andern Rücksicht gegen neue Ideen zu üben. Wohl alle älteren Konferenzen bestehen nachgerade aus Männern, welche den Enthusiasmus der Gründung derselben nicht miterlebt haben; wird es da an dem nötigen dauernden Kitt des Zusammenhaltens nicht fehlen, zumal die teilweis trennende Bedeutung der Spra-

chenfrage nicht leicht überbrückt werden kann? Das erfreulich wachsende Missionswerk verlangt einen stetigen Zufluß fachmäßig vorgebildeter Kräfte, werden sie in dieser Art immer passend verfügbar sein? In den östlichen Gemeinden wird das Bedürfnis nach vorgebildeten Predigern, welche ganz ihrem Amte leben, immer allgemeiner; werden sich da die entsprechenden Männer finden lassen, besonders für die kleinern Gemeinden? Aber auch im Westen ist die eine und andere Gemeinde bereit, mit der alten Praxis zu brechen, da handelt es sich auch um die Kräfte und die Kasse. Überall finden sich kleine unversorgte Kreise, — wie lassen sie sich halten und kirchlich befriedigen? Den deutschen Gemeindeschulen fehlt es dauernd an genügend vorgebildeten Lehrkräften; wie ist da zu helfen? Auch das meistenteils hoffnungsfrisch emporblühende Vereinswesen innerhalb der Gemeinden ist von sorgenvollen Fragen umrahmt. Es soll sich segensreich gestalten, doch aber die Bedeutung der Gemeinden als solche nicht schwächen und das kirchliche Amt nicht verdrängen. Wo sich anderseits Gemeinden gegen alle neueren Bewegungen verschließen, da laufen sie Gefahr, zu engherzigen Konventikeln zusammen zu schrumpfen und der frisch aufstrebenden Jugend zu wenig Anregung und kirchliche Befriedigung zu bieten. Da ist der Erkenntnispunkt sehr zu beachten, daß die Kirche wohl auf einem unwandelbaren Grunde steht, ihre jeweiligen Lebens- und Erscheinungsformen jedoch in gesunder Weise den einzelnen Zeitbedürfnissen anzupassen hat und nie dazu kommen kann, die Hände ruhig in den Schoß zu legen, als ob es nichts mehr zu prüfen, zu ändern und gutes Neues mit gutem Alten zu verbinden gäbe. Die Pflege des speziell Konfessionellen muß hier überhaupt viel Aufmerksamkeit erhalten. Viele junge Leute verfolgen ihren Bildungsgang oft sehr weitgehend auf andern Schulen, oft auch auf solchen, welche

von unserer Eigentümlichkeit wenig oder keinen Faden an sich haben. Da ist sehr zu befürchten, daß sie von einer gesunden Sympathie mit der angestammten Gemeinschaft viel verlieren, wenn fremden Einflüssen nicht schwerwiegende heimische das Gleichgewicht halten. Wird man in den Gemeinden das entsprechende Interesse für das Eigene, — eigene Schulen, eigene Literatur, eigene Arbeit für den Herrn, eigenen kirchlichen Fortschritt dauernd zu pflegen wissen? Dazu kommt die Gefahr des Zeitgeistes überhaupt mit seinem Drängen auf nur materielle Güter, welcher sich in einer seichten Tagespresse und einer oft blos nach äußern Interessen abgeschätzten Politik überall durchzusetzen sucht. Es muß daher allen Nachdenkenden unseres Volkes auch in unserm Lande die Frage kommen, ob denn doch zu den wenigen in der sogenannten Christenheit, die da Glauben haben werden, wenn des Menschen Sohn kommen wird, auch die Mennoniten entsprechend mitzählen werden. Es muß allen diesen klar sein, daß ein fortwährendes Zurückgehen auf die Lebensquellen unserer Väter ein wachsendes Bedürfnis unseres Volkes werden und bleiben sollte, — um immer neu zu erwerben, was wir ererbt, um zu erhalten und fruchtbar zu machen, was uns an allgemeinem und speziellem Erkenntnisgut geschenkt ist, damit — niemand unsere Krone nehme.

46.

Beim **Rückblick** auf die Geschichte der amerikanischen Mennoniten notieren wir besonders:

1. Wie die Mennoniten überhaupt meistens aus religiösen Gründen ihre Stammsitze, — die Länder den Rhein entlang, verlassen haben, so sind sie auch im ganzen aus dieser Veranlassung ins Land der Freiheit eingewandert und haben sich in dieser Weise dem solidesten Element der Bevölkerung unseres Landes, den Pilgervätern und deren Gesinnungsgenossen, würdig beigesellt. Auf Einladung

des englischen Staatsmannes William Penn landeten die ersten an der freien Küste, auf Zusicherung aller gewünschten Freiheiten seitens des englischen Königs und später unserer Republik die andern. Gott hat die Mennoniten nach Amerika geführt.

2. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß sich die Mennoniten hier vielfach ihrem vorzüglichen Erkenntisgut gemäß bewährt haben. Nicht umsonst haben sie auf die Anerkennung der Rechte aller Menschen gedrängt; nicht umsonst davon gezeugt, daß des Menschen Verhältnis zu Gott höher stehen muß als alle gesellschaftlichen und bürgerlichen Verpflichtungen. Ebenso hat ihr Wandel nicht ohne guten Einfluß auf andere den soliden Gehalt des Christentums und seine sonnenhafte Einwirkung auch auf das irdische Leben zum Ausdruck gebracht.

3. Leider aber blieben die dürftigen kirchlichen Zustände der Pionierperiode viel zu sehr Modell für die spätere Zeit. Zu wenig wurden die in mennonitischen Kreisen ruhenden intellektuellen Kräfte entwickelt; viel zu wenig die mit den amerikanischen Freiheiten gegebenen Gelegenheiten für den Aufbau einer selbständigen, innerlich und äußerlich wachsenden Gemeinschaft ausgenützt. Vielfach im Gegenteil, — hier war man frei, sich einseitig abzuschließen und ein kleines Häuflein mit einem „Büchel" im Winkel zu bilden, — und man schloß sich ab; hier konnte man so viele Trennungen stiften, wie man wollte — und man stiftete viele.

4. Infolge der fortwährenden neuen Einwanderungen kann man hier aber vorläufig noch nicht zu einem befriedigenden Gesamtüberblick über alle Kreise kommen. Einen gewissen abgeschlossenen Charakter haben die Nachkommen der ältesten Gemeinden ausgeprägt, die „Alten"- „Amischen" etc. Mennoniten, welche bereits eine 200jährige Geschichte hinter sich haben. Diese sind im ganzen zu weit am Alten und oft Abgelebten hängen geblieben, haben aber

auch viel von der väterlichen Einfachheit und stillen Frömmigkeit bewahrt, — zu wenig jedoch einen entsprechenden kirchlichen Fortschritt angestrebt. Wie energisch sie sich in dieser Beziehung in jüngster Zeit aufraffen, zeigt ihr Publikations- und Missionswerk. Weit günstiger als sie waren die seit 1850 eingewanderten Gemeinden gestellt. Diese brachten von drüben her weit offenere Augen für allseitig kirchliche Bedürfnisse mit, fanden festere Verhältnisse vor und vermochten sich von vornherein kirchlich befriedigender einzurichten. Ihre Schwächen, namentlich die überwundenen, muß man drüben suchen. Hier ist ihr Gemeinschaftsleben noch sehr im Fluß und hat allseitige Festigkeit vielfach erst noch zu gewinnen. Daß aber sowohl die aus Süddeutschland als auch aus Preußen und Rußland eingewanderten Mennoniten sich auch bemühen, die alten Bekenntnispunkte und die soliden Tugenden der Väter festzuhalten, zeigt z. B. der Fall eines Jakob Haury in Iowa, welcher im Bürgerkrieg als Rekrut ausgehoben wurde und 600 Dollars bezahlte, um frei zu kommen, obschon er ein armer Mann war. Ein Beispiel des zweiten oben genannten Punktes lieferte die Bergtaler Gemeinde in Manitoba, als sie im Jahre 1893 das von dem Fiskus entlehnte Geld samt Zinsen zurückzahlte, eine Gesamtsumme von 130,000 Dollars. Der Minister des Innern erwähnte diesen Vorfall im Parlament als ein höchst seltenes Ereignis, das sowohl der betreffenden Gemeinde als auch deren Bürgen zur höchsten Ehre gereiche.

5. Nicht weniger als sonstwo sind auch die amerikanischen Mennoniten in Gefahr, ihre Eigenart und die wesentlichen Punkte ihres Bekenntnisses zu verlieren, — besonders, weil bei ihren vielen Richtungen und der weiten Entfernung der Gemeindegruppen von einander die entsprechende kirchliche Versorgung der einzelnen Gemeinde keine leichte Sache ist und weil sich für konfessionell Gleichgiltige und Unzufrie-

dene bei den, den Mennoniten nahestehenden Denominationen leicht ein passender Anschluß findet. Eine schulmäßige Pflege des eigenen Erkenntnisgutes ist auch hier ein wesentliches Bedürfnis unserer Gemeinschaft.

## 47.

**Ein Rückblick über die gesamte geschichtliche Entwicklung der altevangelischen Gemeinden** regt zu mannigfachen, erhebenden, wehmütigen, glaubenstärkenden, hoffnungsreichen Gedanken an. Als eiue Richtung, welche vorzugsweise das persönliche Christentum — dieses aber doch im festen Gemeinschaftskreise Gleichgesinnter, zu pflegen sich bemühte, und zwar im engen Anschluß an die Worte des Herrn und seiner Apostel, haben sie immer eine edle Aufgabe zu lösen gefunden. Ihre Bekämpfung, heroische Bewährung ihres Bekenntnisses — ihre gegenwärtige Verbreitung, ihre vielseitig gewonnene Achtung bei tolerant denkenden Historikern, Gelehrten und Staatsmännern — sowie Christen anderer Konfessionen überhaupt — bezeugt den Reichtum echt biblischer Erkenntnis, von dem sie gezehrt haben. Man kann sie eine Zeugen- und Märtyrerkirche heißen, meistens auch eine Kirche in der Wüste, — im ganzen die Stillen im Lande, welche oft da wahres Christentum zu pflegen wußten, wo bei den andern Denominationen die Mittel versagten. Es hat diesen Gemeinden an Zeiten des Verlusts, Trübungen ihres kirchlichen Bewußtseins, mannigfacher Verirrungen nicht gefehlt, — aber auch nicht an entsprechenden lebenskräftigen Reformationen. Als ein großes Volk stehen sie heute da mit ihren Stammsitzen in der Schweiz, Süddeutschland, Holland, Westpreußen, Südrußland, — ferner Pennsylvanien, Kanada und dem Mississippital, von wo aus sie sich nach allen Richtungen hin verzweigen. Ihre Zertrennungen erscheinen meistens tiefgehender als das der Fall ist, — besonders ihnen selbst. Sie ergeben sich aus

dem Grundprinzip ihrer Besonderheit — der Betonung davon, daß jeder Mensch seine Beziehungen zu Gott selbst zu bejahen und zu entscheiden berufen ist, — ein Erkenntnispunkt, welcher im kirchlichen Leben nicht immer in richtiger Weise zur Anwendung kommt. Im ganzen überwiegt das Gemeinsame bei weitem das Trennende. Wohl alle würden bereitwillig und freudig in Menno Simons Wahlspruch 1. Kor. 3, 15 und Hans Denks theologischem Ausgangspunkt: „Niemand vermag Christum zu erkennen, außer wer ihm nachfolgt in einem heiligen Leben," einen entsprechenden Ausdruck ihres innersten Standpunktes bejahen. Bei allen wohnt noch ein lebhafter Zug nach Zusammenhang. Selbst denjenigen Kreisen, welche die bekenntnismäßige Ablehnung des Waffendienstes bereits ganz übersehen, bringen die andern eine eigentlich nur brüderliche Haltung entgegen, suchen von ihnen zu lernen, so oder anders, und besonders auf dem Boden der gemeinsamen Geschichte zusammen zu halten und auch noch zusammen zu wirken. Auch den als theologisch „freisinnig" bezeichneten Kreisen wird von den andern im ganzen hoffnuugsvolle Rücksicht entgegen gebracht, wenn auch der eigene, positive Standpunkt oft scharf betont wird. Wo es sich um praktisches Christentum handelt, treten auch heute noch die dogmatischen Differenzen sehr in den Hintergrund. Die russischen Gemeinden unterstützen ihre neuen Ansiedler, ohne lange nach deren spezieller Kirchlichkeit zu fragen. Die „Vereinigung der Mennoniten im deutschen Reich" hilft auch solchen Gemeinden, welche ihr noch nicht angehören; ähnlich gestalten sich die Beziehungen der amerikanischen Mennoniten zu einander. Auch den andern Denominationen steht man im ganzeu recht weitherzig gegenüber, und mancher Beitrag fließt aus mennonitischen Kreisen in deren Kassen. Mehr als vorher bricht sich aber wohl in allen Teilen unserer Gemeinschaft die Überzeugung Bahn, daß neben regem Interesse fürs große ganze der

christlichen Kirche doch eine liebevolle Teilnahme am Aufbau des eigenen Zion wesentliche Lebensaufgabe eines jeden Gliedes derselben sein und bleiben sollte.

48.

**Statistisches.** Die Hauptzahlen der neuesten Statistik seien zum Schluß noch kurz vermerkt. Nach den letzten Berichten beträgt die Gesamtziffer der Mennoniten in den Niederlanden 60,000; in Deutschland 18,000; in der Schweiz 1500; in Frankreich 800; in Galizien und Polen 800; in Rußland an 70,000. (So Dr. S. Cramer, Amsterdam.) In den Vereinigten Staaten zählt man an 60,000 Glieder, was zum mindesten eine Seelenzahl von 120,000 ausmacht. Hiervon bilden die Gemeinden der Allgemeinen Konferenz etwa den sechsten Teil. In Kanada soll es an 90,000 Mennointen geben, — eine wohl zu hoch gegriffene Ziffer. Überhaupt ist die Statistik der amerikanischen Menuoniten hinter den neueren Ansprüchen dieser Wissenschaft noch mannigfach zurück, und so sind hier in Zukunft präcisere Angaben zu erwarten. Immerhin wird wohl die Zahl der Mennoniten in Europa und Nordamerika zusammen 300,000 übersteigen.

---

# Inhaltsverzeichnis.

## Geschichte der Täufer und Mennoniten in der Schweiz.



## Die Täufer und Mennoniten im südlichen Deutschland und am Niederrhein.



## Die Mennoniten in Amerika.

# Druckfehler und Zusätze zum ganzen Werk.

---

## Zum I. Teil, besser „Bändchen.“

Seite 36, Zeile 15 v. o., statt welcher lies welchen.
„ 42, „ 2 „ statt ihren lies ihrem.
„ 44, „ 11 „ statt einem Feinde lies einen Feind.
„ 44, „ 3 v. u., statt wie wir in lies wie wir es ꝛc.
„ 45, „ 14 „ statt stille lies stillen.
„ 66, „ 1 „ statt gatten lies hatten.
„ 85, „ 6 „ statt frägt lies fragt.
„ 90, „ 13 v. o., statt gestattete lies gestaltete.
„ 92, „ 5 v. u., statt dieser lies er.
„ 95, „ 4 v. o., statt welcher lies welchen.
„ 114, „ 11 „ statt Una lies Unam.
„ 129, „ 11 v. u., statt Christengemeinde lies Christengemeind en
„ 138, „ 14 „ statt Lhata lies Lhota.

## Zum II. Bändchen.

Seite 14, Zeile 18 v. o., statt und liess er sich lies und so liess er sich.
„ 29, „ 7 v. u., statt seinen lies dessen.
„ 36, „ 1 „ statt gereit lies geriet.
„ 41, „ 3 v. o., statt einem lies einen.
„ 50, „ 16 „ statt Prozessen lies Prozessionen.
„ 54, „ 7 v. u., statt den lies dem.
„ 78, „ 8 v. o., statt Hasen lies Hase.
„ 79, „ 1 v. u., statt 1506 lies 1536.
„ 133, „ 2 „ statt Christi lies Christo.
„ 169, „ 1 „ statt hinabreichen lies hinaufreichen.

## Zum III. Bändchen.

Seite 7, Zeile 12 v. o., statt 1673 lies 1573.
„ 43, „ 13 „ statt 1620 lies 1720.
„ 43, „ 2 v. u., statt 1638 lies 1738.
„ 48, „ 5 „ statt Ameland im Zuidersee lies Amelang oberhalb des Zuidersees.
„ 51, „ 7 „ statt Harlem lies Harlingen.
„ 76, „ 3 „ statt Friedrich I. lies Friedrich Wilhelm I.
„ 105. Der Schluß von § 51 ist dahin zu verbessern, daß die Vorteile der Kabinetsordren doch von weit mehr jungen Leuten genützt werden, als man das oft gemeint hat.
„ 113. Der Schluß von § 57 ist dahin zu ändern, daß sich in den letzten Jahren die meisten der pfälzisch-hessischen Gemeinden der betreffenden Vereinigung angeschlossen haben.
„ 124, Zeile 3 v. u., statt Potenopkin lies Potempkin.
„ 155, „ 5 v. o., statt 1527 lies 1529.
„ 172. In der Mitte des § 59 ist zu emendieren, daß nur einer der Brüder Lange in der Anstalt der Jerusalemsfreunde ausgebildet wurde.
„ 190, Zeile 3 v. u., statt Wohhynien lies Wolhynien.

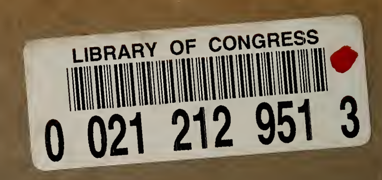
## Zum IV. Bändchen.

Seite 24, Zeile 4 v. o., statt Pastoren lies Pastore.
„ 38, „ 3 v. u., statt Kanopen lies Kampen.
„ 41, „ 2 v. o., lies „freien" Ideen.
„ 71, „ 9 v. u., statt 70er lies 70.
„ 97, „ 13 „ statt Dahlom lies Dahlem.
„ 150, „ 12 „ statt normale lies normalen.
„ 169, „ 7 „ statt Gemeinschaftsforderungen lies Gemeinschaftsordnungen.








LIBRARY OF CONGRESS
0 021 212 951 3